

Das abgegriffene Wort «Gott» ist viel mehr als das Wort «alles», als das Wort «Kosmos», als das Wort «Wissenschaft», als das Wort «Macht», als das Wort «Sein», als das Wort «Mensch» und als das Wort «Gott» selbst.

Ebenso wie Gott mich schafft, schaffe ich Gott in mir.

Was wir die Atheisten fragen sollten, ist, was bei ihnen die Stelle Gottes einnimmt.

Mit der Furcht Gottes sind die andren Ängste aufgehoben.

Christus ist Gott, der verletzlich ist für alles, was den Menschen verletzlich macht.

Für den Christen heißt es nicht den Übergang vom Affen zum Menschen zu finden, sondern den vom Menschen zum Christen.

Das Evangelium ist viel kürzer und viel leichter zu verstehen, aber schwieriger nachzuleben als das «Kapital» von Karl Marx.

Das Evangelium lehrt die – für die Pharisäer – schreckliche Wahrheit, daß die Sünder bessere Menschen sind als die Gerechten.

Was das Evangelium mit «Welt» bezeichnet, ist das Reich der Lüge.

Emerson sagte, daß man die Bibel erst zuklappen darf, wenn der letzte große Mensch geboren wurde. Man kann auch sagen, wenn Christus wiedergekommen ist.

Der Tod ist der letzte Zweifel, den Gott mir unverseht zu bestehen helfen möge.

Nur die Heiligen und die Teufel kennen die Heiligen.

Die rein menschliche Intelligenz ist mehr des Teufels als Gottes.

Beten ist wünschen vor Gott und noch mehr Gott wünschen.

Das Gebet für die Toten hat unter andrem den Vorteil, sie unter uns lebendig zu erhalten.

Christ sein ist eine eigene Art, das Leiden zu verstehen.

José Coronel Urtecho

José Coronel Urtecho, 1906 in Granada/Nicaragua geboren, gilt als einflußreichster Vertreter des literarischen Avantgardismus seines Landes. Nach einem längeren Aufenthalt in den USA gründete er mit 21 Jahren die Zeitschrift *Vanguardia*, in der u. a. auch die beiden für die gegenwärtige nicaraguanische Dichtung einflußreichen Autoren Pablo Antonio Cuadra und Joaquín Pasos mitarbeiteten. J. Coronel Urtecho schrieb nacheinander neoklassische, surrealistische und – nach seiner eigenen Kennzeichnung – «exterioristische» Gedichte (exteriorismo), zu deren Meistern Ernesto Cardenal gehört. Der hier abgedruckte Text *Notizen über Gott* stammt aus einer von Franz Niedermayer sowohl ausgewählten wie übertragenen und von Erika Lorenz eingeleiteten Anthologie religiöser Lyrik aus Lateinamerika: *Gott der Armen* (Patmos, Düsseldorf 1984, S. 54f.). J. Coronel Urtecho schrieb auch das Nachwort zu: Ernesto Cardenal, *Die ungewisse Meerenge* (Das poetische Werk 2). Peter Hammer, Wuppertal 1985, S. 120–141. (Red.).

LYRIK

«Dem toten Dichter tun, was man dem teuren Freund täte»: Zu einer deutschsprachigen Anthologie des ungarischen Lyrikers *Miklós Radnóti* (1909–1944) – Angesichts hellwachen Todesbewußtseins Lob von Liebe und Freiheit – Von NS-Soldaten 1944 ermordet – Der Berner Pfarrer *Markus Bieler* als Übersetzer – Im Zeichen eigener realer Bedrohung sensible Übertragungen.
Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri/BE

THEOLOGIE

Warum kommt Politisches in der Predigt selten vor?: Ein wichtiger Grund ist die Vernachlässigung des Alten Testaments – Prediger lernt nicht produktive Aneignung und Auslegung geschichtlicher Erinnerung – Zum Systemvertreter erzogen – Was man bei der Lektüre alttestamentlicher Schriften lernen kann – Betonung innerweltlicher Themen – Vielzahl der Rollen und Kompetenzen des Verkündigers – Biblische Forderungen bringen Unruhe in die Gemeinde – Gottesdienst ist keine Oase gegenüber dem aufreibenden Alltag.
Othmar Keel, Fribourg

BIBEL

Eine Konkordanz zur «Einheitsübersetzung»: Anführung vollständiger Verse erleichtert die Benutzung – Aber Auswahl der Stichwörter nicht überprüfbar – Mangelnde Vollständigkeit macht Rückgriff auf andere Hilfsmittel unentbehrlich.
Clemens Locher

GESELLSCHAFT

Männerbefreiung – neue Phase im Geschlechterstreit?: Seit 1973/74 gibt es Männergruppen – Sublime Version eines allmächtigen Patriarchats? – Industriell-kapitalistische Gesellschaftsform hat die privilegierte Rolle des Mannes untergraben – Die entscheidende Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz – Kulturelle und private Folgen eines ökonomistischen Bewußtseins – Religion und Glaube erhalten entlastende Hintergrundfunktionen – Auch die Kirche ist durch die Männerherrschaft deformiert – Wie geschieht Befreiung auch des Mannes?
Paul M. Zulehner, Wien

KIRCHE/WIRTSCHAFT

Römisches Symposion über die Verantwortung für die Zukunft der Weltwirtschaft: Hauptinitiant war das *Institut der deutschen Wirtschaft* – Unter prominenter vatikanischer und kirchlicher Schirmherrschaft – Übergewicht deutscher Teilnehmer – Dominiert von Vertretern des Kapitals und der Arbeitgeber – Geringe Beteiligung von Gewerkschaftsvertretern – War die Kirche in Brasilien nicht gesprächsbereit? – Ein mißglücktes Gesprächsmodell zwischen Kirche/Theologie und Ökonomie/Politik.
Ludwig Kaufmann

ZEITSCHRIFT

«solidarisch leben»: Junge Intellektuelle und die «kleinen Leute von heute» redigieren und schreiben – Elemente einer Theologie der Befreiung für Europa. *Walter Dirks, Wittnau b. Freiburg/Br.*

Atmen in der Sprache des Bruders

Gedichte des ungarischen Lyrikers Miklós Radnóti – auf deutsch

Es gibt auch Stegreiftragödien. Ohne einen Wink von oben, einfach aus der diabolischen Laune des Augenblicks heraus werden am 9. November 1944 westlich der ungarischen Stadt Győr zweiundzwanzig nicht mehr marschfähige Häftlinge von NS-Begleitsoldaten durch Genickschuß getötet, weil man ihrer überdrüssig wird, und ins selbstgeschaukelte Massengrab gestoßen. Unter ihnen befindet sich der fünfunddreißigjährige Lyriker *Miklós Radnóti*, ein ungarischer Jude mit einstigem Wohnsitz in Budapest, wo er 1909 geboren worden ist und 1934 in Ungarisch und Französisch promoviert hat. 1936 schrieb er ein Gedicht, das einer Vorahnung seines Todes gleichkam:

GEH, SPAZIER NUR, TODGEWEIHTER!

Geh, spazier nur, Todgeweihter!
im Dickicht stecken Nachtwind drin
und Katze; die Allee fällt um
vor dir her: vor Entsetzen krumm
und fahlweiß läuft die Straße hin.

Verwirktes Herbstblatt, schrumpfe denn!
schrumpf, angsteinjagend arge Welt!
vom Himmel nieder zischelt Frost,
wie auf erstarrten braunen Rost
der Fluren Wildgansschatten fällt.

O Dichter, leb jetzt ohne Wahn,
wie droben, Wind und Schnee im Haar,
das Bergvolk lebt, und sündlos rein,
wie manch ein gutes Jesulein
auf alten frommen Bildern war.

Und hart, wie, wenn man auf ihn schießt,
der wunde Wolf sein Blut vergießt.

Schreiben mit dem Tod vor Augen

Von den Nationalsozialisten verfolgt, hatte Miklós Radnóti die letzten Monate seines Lebens in Zwangsarbeitslagern verbracht, hauptsächlich in Heidenau bei Bor (Jugoslawien). Als die Sowjettruppen immer näher gegen Westen rückten, räumten die Nazis ihre Lager und zwangen die Insassen am 17. September 1944 zum Rückmarsch, der über Ungarn nach Deutschland führen sollte. Das war der «Gewaltmarsch» (er gab später dem Auswahlband mit Gedichten Radnóti's den Titel) – ein Gewaltmarsch, der Radnóti in den Tod führte, nicht in jenen sinnvollen und würdigen, den er sich ersehnt hatte. Aber er bestätigte die Todesahnung, die dieser Dichter zwischen Arkadien und Hades seit jeher in sich getragen hatte.

Kaum zwei Jahre später, im Sommer 1946, exhumierte die jüdische Gemeinde von Győr die Toten des Massengrabs. Auf dem Leichnam Radnóti's fand sich das «Borer Notizheft» mit den seit der Ankunft im Zwangsarbeitslager geschriebenen letzten Gedichten. Manche Zeile war verwischt, von Erde, Schweiß und Blut, war aber dennoch leserlich: ein Vermächtnis. Bis in das Sterben hinein war der Lyriker seinem Wort treu geblieben. Sein letztes Gedicht – neun Tage vor seinem Tod¹:

RAZGLEDNICA 4

Er, neben dem ich hingestürzt lag, war schon
verrenkt, verspannt, wie Saiten springen.
Genickschuß. – Also, – raunte ich mir zu, –
nur still, gleich sollst auch du's zu Ende bringen.
Geduld bringt jetzt die Rose Tod hervor. –
«Der springt noch auf», – scholl's über mich hin.
Mir klebte Dreck vermischt mit Blut am Ohr.

¹ Das Gedicht (31. 10. 44) ist der letzte von vier zwischen August und Oktober 1944 entstandenen kurzen Texten, die alle den (serbischen) Titel *Razglednica* («Ansichtskarte») tragen. Der Satz «Der springt noch auf» steht in der ungarischen Originalfassung des Gedichtes auf deutsch.

In Budapest und im weiteren Umkreis wird Miklós Radnóti nach seinem Tod zum Geheimzeichen: zum Geheimzeichen für eine «herzwilde Jugend». Im Gedicht «Paris» (14. August 1943) schreibt er ekstatisch: «... Noch bin ich deiner, wunderbar / herzwilde Jugend, um nichts überdrüssig, / hallst mir ins Herz wie eh ...» Was bedeutet «herzwilde Jugend»? Dem Leben unbändige Freude entgegengetragen und gleichzeitig um die unnennbare Bedrohung wissen; Liebe und Freiheit immer wieder besingen und im selben Moment den Tod nahe fühlen. Öfters spricht der junge Radnóti vom Schmerz des Erwachsenwerdens, weil dieser Übergang das Ende näherücken läßt: «... Unmerklich wie der Mensch hinüberschläft, so fällt er / hinüber aus der Jugend ins Mannsein, hat bereits / Vergangenheit und hat vor sich den Ernst ...» («Unmerklich», 15. 11. 1943). Die frühe Anwesenheit des Todeswissens gründet in den Umständen seiner Kindheitsbiografie: Bei seiner Geburt starben die Mutter und der Zwillingbruder, den Vater verlor Radnóti im Alter von zwölf Jahren.

UND GNADENLOS (1933)

Gestorben meine Mutter, mein Vater, mein Zwillingbruder,
die Schwestern meiner Frau, die kleine, die große und ihr Mann.

Viele sind gestorben und plötzlich,
und wenn wir zu viel zu Abend gegessen, hören wir
im Traum, wie ihnen noch schallend die Nägel
und zischelnd die Haare wachsen im Grab.

Sonst leben wir abgeklärt und mit leichtem Lächeln:
im Zimmer geht mit leisem Rascheln des Rocks meine Frau herum
und ordnet hellen Auges unsere Sachen.

Sie weiß schon, daß die Hunde der Reichen bissig sind und
daß der, der stirbt, endgültig verscharrt wird.

So ist denn unser Leben furchtlos und einfach
wie das Papier und die Milch auf unserem Tisch hier
und gnadenlos auch
wie der hinterhältige Blick des Messers daneben.

«Den toten Dichter über die Grenze holen»

Die Wellen des begeisterten Einverständnisses schlagen jedoch nicht über die Grenzen Ungarns hinaus. Ungarn bildet mit seiner Sprache, die außerhalb der indoeuropäischen Sprachfamilie steht, eine Insel. Kontakte dringen da zumeist nicht über die Ufer weiter. Erst herausragende Ereignisse vermögen das Unterste zuoberst zu kehren. Der Aufstand von 1956 erschüttert die westeuropäische Öffentlichkeit. *Markus Bieler*, protestantischer Pfarrer im Spiegel bei Bern, hat schon immer Hochachtung vor der Nation Petöfi's empfunden, die nun in ihrem Drang nach Eigenbestimmung brutal behindert wird. Sein Mitgefühl, verbunden mit einer außerordentlichen Sprachneugier, bewegt ihn dazu, das Studium der ungarischen Sprache aufzunehmen. Es gibt zu dieser Zeit keine ungarisch-deutsche Grammatik. Von einem ungarischen Studenten an der Universität Bern erhält Markus Bieler rudimentäre Unterweisung in den Anfängen eines Idioms, das kaum Gemeinsamkeiten mit westlichen Sprachen aufweist. Auf kleinen Zetteln trägt der zum Schüler gewordene Pfarrer die schwierigen Regeln der Verbenkonjugation ständig mit sich herum, um immer wieder einen Blick darauf zu werfen und sich die Gesetzmäßigkeiten besser einprägen zu können. Nach zwei Monaten greift er zum ersten ungarischen Buch und versucht sich in der Übersetzung. Kurz darauf fällt ihm eine ungarische Illustrierte in die Hand mit dem Bild Miklós Radnóti's und einem seiner Gedichte. Es ist die späte Stunde für Radnóti's Gedichte, denn nun lassen seine Worte Markus Bieler nicht mehr los. Er muß, er kann nicht anders, als sich zu diesen Zeilen vorzutasten, ins Sprachhaus eines

Dichters zu schlüpfen, der ihm zum Freund, ja zum Bruder wird. Die Beschäftigung mit seinen Texten bedeutete für Markus Bieler neues Leben. Eingespannt in die beruflichen Probleme seines Amtes, hatte er lange genug aus starkem Pflichtgefühl heraus seine Neigung zu sprachlicher Betätigung unterdrückt. Zudem belastete ihn die Auseinandersetzung mit seiner eigenen schweren Krankheit, die sich über Jahre hinzog und im Januar 1983 zum Tod führen sollte. So mochte er sich von Radnóti immer wieder besprochener Todesahnung mitgerissen fühlen. Gleichzeitig aber eröffnete sich ihm in der Hinterlassenschaft Radnóti «das unverstellte Menschsein», wie sich Markus Bieler in einem Gespräch mit der Autorin dieses Beitrags ausdrückte, und diese Offenbarung – denn es war für ihn tatsächlich eine Offenbarung! – berührte den Theologen mehr als zweckgebundene Fachliteratur.

Seit 1979 liegt im Budapester Corvina-Verlag, einem renommierten staatlichen Unternehmen, das sich u. a. auf die deutsche Übersetzung ungarischer Literatur spezialisiert, Markus Bieler's Auswahlband von Gedichten Radnóti vor.² Er trägt den Titel «Gewaltmarsch» und enthält Texte, die zwischen 1930, dem Jahr von Radnóti erster lyrischer Veröffentlichung «Heidnischer Gruß», und dem Todesjahr 1944 entstanden sind. Zu dieser Publikation «Gewaltmarsch», die vom Übersetzer in keiner Weise geplant, vielmehr von der noch lebenden Frau des Dichters, *Fanni Radnóti*, vorgeschlagen worden war, führte ein langer Weg. An seinen Rändern liefen die immer tieferen Auseinandersetzungen mit der kunstvoll geballten Sprache des Dichters, die Ironie und Pathos gleichermaßen als Ausdrucksmittel einsetzt. Es drängten die Probleme der Übertragung einer metrisch und rhythmisch streng geformten Lyrik, die traditionelle Formen von hoher Musikalität, wie etwa die Ekloge, bevorzugte. Das Resultat all dieser Bemühungen eines rastlosen Übersetzers erstaunt und läßt den deutschsprachigen

² M. Radnóti, Gewaltmarsch. Ausgewählte Gedichte. Nachdichtungen von Markus Bieler. Corvina Verlag, Budapest 1979; 2. Auflage – zusammen mit dem AS-Verlag Tübingen – 1984. Die Zitate im vorliegenden Artikel sind diesem Band entnommen, der übrigens mit einer ausführlichen, vom Übersetzer besorgten biografischen «Zeittafel» schließt (S. 117–125). – Bereits 1967 lag eine Übersetzung Radnóti durch den DDR-Autor *Franz Fühmann* vor, der – des Ungarischen nicht mächtig – eine sog. Rohübersetzung herstellen ließ und diese danach in eine «literarische Form» brachte: Miklós Radnóti, Ansichtskarten. Nachdichtung und Nachwort von Franz Fühmann. Verlag Volk und Welt, Ostberlin 1967.

Leser die Eigenart dieser Lyrik immerhin ahnen, auch wenn sie «wohl in keiner anderen Sprache ganz wiedergegeben werden kann, wie nahe sie dem Original auch kommen mag»³.

Auf jeden Fall ist Markus Bieler das gelungen, was letztlich als Anliegen hinter seiner Übersetzungsarbeit stand: Er führte den Auftrag aus, «dem toten Dichter zu tun, was man dem teuren Freund täte: ihn über die Grenze holen, herüber in eine andere Muttersprache», wie es Markus Bieler in seinem Vorwort zum Auswahlband formulierte. Und der Anspruch, den Radnóti an sich stellte, ist auch zu seinem eigenen geworden: «Denn ich bin soviel wert, wie mein Gedicht es ist, / mein Verswort, und das stachelt mich, solange / von mir ein Knöchel bleibt, ein Büschel Haar ...» («Zögernde Ode», 26. 5. 1943).

Die Art, wie Markus Bieler an seinen Text herangegangen ist, erscheint mustergültig. Nicht der mechanische Vollzug, sondern die lebendige Einfühlung und Anverwandlung waren ihm wichtig. Abseits des Literaturbetriebs, der publizistischen Attraktivität, in absoluter Bescheidenheit begann Markus Bieler mit den Texten des toten Lyrikers zu leben. Seine hervorragende Sprachbegabung (Markus Bieler hatte acht Sprachen studiert, etliche davon wiederum wie die ungarische im Alleingang) mochte sein Tun erleichtern. Vor allem aber wirkte hier ein echtes Angerührtsein über die geografische Distanz hinweg, eine Teilnahme an fremdem Empfinden. So wird die Chance des Übersetzens für Markus Bieler zur Chance des Nachlebens, ja mehr noch: des Neulebens im Zeichen eigener realer Bedrohung. «Miklós Radnóti, ein Mensch so lauter, so ganz Noblesse bis in den Tod hinein!» Einmal im Gespräch ließ der bedachtsame Berner Pfarrer diese Charakterisierung fallen, die man, drei Jahre nach seinem eigenen Tod, auch auf ihn selbst anwenden darf. «Was jetzt aus dem wird, der von Herzensgrund, / solange er lebt und spricht, auf Form hält und / von dem, was ist, spricht ...?» Radnóti hat sich diese Frage gestellt («Ihr Kerker einst», 27. 3. 1944), und Form war für ihn in diesem Moment Substanz, nicht bloße Hülle. Sein Leben, eingeströmt in seine Gedichte, ist dem Leser über Grenzen hinweg in die Hand gegeben: bewegend dank einer empfundenen Übersetzung. *Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

³ Dies merkt eine Kennerin ungarischer Lyrik an, die Publizistin *Eva Halldimann*, deren Beitrag (Neue Zürcher Zeitung 21./22. 6. 1980, S. 67) die Autorin dieses Artikels entscheidende Anregungen verdankt.

POLITISCHES IN DER PREDIGT

Der folgende Text wurde am 23. Oktober 1985 in Zürich als Referat bei einem Seminar der katholischen und evangelischen Radioprediger und -predigerinnen der deutschen Schweiz vorgetragen. (Red.)

Zur Vorbereitung dieses Referats habe ich als erstes ein Dutzend der letzten Radiopredigten¹ gelesen, natürlich unter dem Gesichtspunkt der mir aufgetragenen Thematik: «Politisches in der Verkündigung». Die Basis für das im folgenden Ausgeführte ist etwas schmal. Aber hinzu kommt die – im Hinterkopf gespeicherte – Erfahrung der gut 1000 Sonntagspredigten, die ich seit Abschluß meines Theologiestudiums im Jahre 1964 zu hören Gelegenheit hatte.

Meine Feststellung: Politisches kommt in normalen katholischen Predigten (die evangelischen kenne ich kaum), von sporadischen Ausnahmen abgesehen, nicht vor – auch dort nicht, wo es vom gelesenen Bibeltext oder von der Thematik der Predigt her eigentlich vorkommen müßte. Es wird vom Prediger, von der Predigerin wie unter einem geheimnisvollen Zwang ge-

mieden. Ich werde Beispiele bringen. Aber zunächst: Was verstehe ich unter «politisch»? Unter politisch verstehe ich alles, was zum Staatswesen gehört, in dem ein Mensch lebt, und alles, was zu den Gruppen gehört, die diesen Staat bilden: der Fussballklub ebenso wie der TCS (Touring-Club der Schweiz), die politischen Parteien ebenso wie der Kirchgemeinderat, die Primarschule ebenso wie die Armee, der Wohnblock ebenso wie die Fabrik. Unter «Politik» verstehe ich das Gemeinschaftliche im Gegensatz zum Individuellen. Ich verstehe unter «politisch» also nicht «parteilich», und etwaige Bedenken wegen einer Rückkehr zum Kulturkampf sind fehl am Platz. Es geht darum, daß wir – auch wenn wir keine Aristoteler sind – nicht darum herumkommen, den Menschen weithin als *zōon politikón* («politisches Wesen») zu definieren. Die erste Frage, die sich dann stellt, ist die: Warum fehlt dieser Aspekt in den Predigten (fast) ganz? Ich möchte die Hypothese aufstellen, daß ein ganz wichtiger Grund die Vernachlässigung, die Ausschaltung des Alten Testaments ist. Von den zwölf von mir gelesenen Predigten befaßt sich eine einzige mit dem Alten Testament, und dies dürfte repräsentativ sein.

Aber wenn nun jemand käme und sagte, das Alte Testament sei eine Sammlung von zum Teil ganz ansprechenden, zum Teil aber nationalistisch-chauvinistischen und zum Teil bigott-ob-

¹ Die jeweils am Sonntagvormittag über DRS 2 ausgestrahlten Radiopredigten sind auch gedruckt erhältlich (einzeln oder im Abonnement). Bezugsadressen: Kath. Radiopredigt, Kanisius-Verlag, Postfach 1052, 1701 Fribourg, bzw. (für die evang. Predigten) Radio-Predigt, Seehaldenstr. 31, 8800 Thalwil.

skuren Texten und jedenfalls nicht Gottes Wort, dann würden diese Prediger und Predigerinnen, die es so souverän ignorieren, auf bedächtig schweizerische Weise und ohne sich einseitig festzulegen, entgegen: So kann man das auch wieder nicht sagen! Denn sie erinnern sich von ihren Studien her, daß es einmal einen gewissen *Markion* gegeben hat, von dem im «Lexikon für Theologie und Kirche» nachzulesen ist, er sei der «bedeutendste Irrlehrer des 2. Jahrhunderts» n. Chr. gewesen; unter «Lehre» steht zu lesen:

«Ausgangspunkt ist ein gegen die angeblich judaisierte Großkirche gerichteter biblischer Antinomismus, ein überspitzter Paulinismus: Evangelium gegen Gesetz; erlösende Liebe gegen Strafgerechtigkeit; völlige Preisgabe des Alten Testaments und Entjudaisierung des Neuen Testaments ... Der Gott des Neuen Testaments ist ... der nur gütige Gott der Liebe, der in Christus offenkundig wird und in ihm Erlösung gibt.»²

Verkappter Markionismus

Es ist schwer, an der Feststellung vorbeizukommen, die landläufige katholische Verkündigungspraxis in der Schweiz sei de facto *weitgehend markionitisch*. Die offizielle Leseordnung sieht zwar alttestamentliche Texte vor, aber im Verhältnis zu den neutestamentlichen sind es wenige, ungefähr ein Drittel alttestamentliche zu zwei Dritteln neutestamentlichen, und dies, obwohl das Neue Testament umfangmäßig nur etwa ein Viertel der Gesamtbibel ausmacht. Die drei Viertel Altes Testament werden also auf ein Drittel des offiziellen liturgischen Lesestoffes reduziert. Aber die praktische Reduktion des Alten Testaments ist mancherorts noch viel radikaler als die theoretische der Leseordnung. In manchen Gottesdiensten wird die alttestamentliche Lesung einfach weggelassen, und wenn sie gelesen wird, dann wird kaum je darüber gepredigt. Der offizielle kirchliche Glaube, daß das Alte Testament ebenso inspiriert und Wort Gottes sei wie das Neue Testament, wird in keiner Weise ernstgenommen. Er ist vielerorts ein reines Lippenbekenntnis ohne praktische Konsequenzen und ohne praktische Wirkung.

Man kann nun einwenden, diese Rechnung sei zu simpel. Es gehe hier nicht um Quantität, sondern um überlieferte Inhalte. Es wird aber leicht zu zeigen sein, daß das Alte Testament nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ weitgehend verlorengegangen ist. Die Haltung, die man dem Alten Testament gegenüber einnimmt, ist die wirksamste und perfideste Art, Autorität zu untergraben: Man sagt «Ja» und tut «Nein»!

Dabei ist, wie die Ablehnung und Verurteilung Markions zeigt, die Übernahme des Alten Testaments durch die Kirche nicht das Resultat einer unbesehenen Erbschaft. Man war sich zur Zeit Markions noch bewußt, daß die Bibel Jesu eigentlich das Alte Testament war. Wenn das Lukas-Evangelium Jesus als Exegeten auftreten läßt, läßt es Jesus Mose, die Propheten und die übrigen Schriften auslegen, d. h. das Alte Testament (vgl. Lk 24,27.44). Etwa 360mal wird es im Neuen Testament explizit zitiert. Was Jesus und den neutestamentlichen Schriftstellern im 1. und am Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. trotz der großen Schwierigkeiten z. B. mit den alttestamentlichen Reinheitsvorschriften recht war, mußte der Kirche auch in der folgenden Zeit billig sein.

Wenn man Studenten, Studentinnen oder Pfarrer z. B. in einem Predigtseminar darauf anspricht, dann sagen sie, sie hätten gar nichts gegen das Alte Testament. Sie wüßten einfach nichts davon: von zu Hause nichts, von der Schule nichts, von der Kirche nichts, einfach nichts. Und die theologische Ausbildung hat da auch nicht viel geändert. Im Ausbildungsgang katholischer Theologen steht ein winziger Bibelblock einem massiven Block Systematik gegenüber, auf den auch nach dem 2. Vatikanischen Konzil vor allem durch die Examensordnung ein massiver Akzent gelegt wird.

² Hugo Rahner, Art. Markion, in: Lexikon für Theologie und Kirche Bd. 7, Freiburg i. Br. 1962, Sp. 92f., hier 92.

System statt Botschaft

Der katholische Theologe wird so nicht zum Wort-Gottes- und Botschaft-Jesu-Verkünder ausgebildet, der in der Lage wäre, aus dem reichen Schatz der biblischen Überlieferung die je neuen Situationen in den Perspektiven und nach den Modellen des Gottes zu deuten, der unablässig in Schöpfung und Geschichte aktiv ist. Er wird vielmehr zum Systemverkünder und zum Systemfunktionär erzogen. Dabei lebt das kirchliche System in einem sorgfältig ausgewogenen Gleichgewicht mit anderen Systemen.

Mit dem konkreten Leben hat dieses System wenig zu tun. Man kann es, stark verkürzt und deshalb karikierend, etwa so beschreiben: Die sogenannte «Service-Kirche» versucht, einige entscheidende Abschnitte im Leben mit etwas Würde und Glanz zu umgeben. Das ist gut. Sie liefert im Unterricht ein wenig eher vages moralisches Bewußtsein. Sie hilft bei der Freizeitgestaltung, besonders der Jungen und der Alten, leistet Lebenshilfe und preisgünstige, aber meist auch nicht sehr kompetente Psychotherapie. Als einzige Humanwissenschaft wird in den zwölf untersuchten Predigten zweimal die Psychologie erwähnt. (Sie denken jetzt vielleicht: «Wir sind ja Seelsorger!» – aber Seelsorge ist kein biblischer Begriff, eher «Menschensorge von der Christuserfahrung her».) Die «Service-Kirche» verkündet in Predigt und Eucharistie ein eher blasses, hauptsächlich auf das Individuelle und das Jenseitige ausgerichtetes Heil. Häufig wissen die Leute schon nach dem Gottesdienst nicht mehr, worüber der Prediger gesprochen hat. Er hat nicht über die Dinge gesprochen, die sie beschäftigen. Er hat z. B. ein Wunder Jesu paraphrasiert, an das zu glauben er selber Mühe hat und das er allegorisierend auf geistige Erlösung oder auf die Nächstenliebe deutet, so nach dem Schema: «Wir können keine Wunder wirken, aber die Nächstenliebe wirkt Wunder.» Das alles ist gut. Aber das Wort Gottes, das den Menschen in seinen konkreten geschichtlichen Nöten und Ratlosigkeit richtet und tröstet, fehlt.

Der Systemcharakter wird u. a. auch durch die Uniformität der zentralistisch geleiteten Funktionäre unterstrichen. Während das Alte Testament eine Menge von «Funktionären» kennt, die zu autoritativem Sprechen ermächtigt sind, kennt die katholische Kirche nur den ordinierten, zölibatären Priester als legitimen Verkünder. Laienkatechetinnen und -katecheten stehen in direkter Abhängigkeit von ihm. Im Alten Testament hingegen kommen ganz verschiedene Arten von Zeugen zu Wort. Die drei wichtigsten Gruppen sind in Jeremia 18,18 und Ezechiel 7,26 aufgelistet: Priester, Propheten und Weise bzw. Älteste. Die Priester haben durch ihre Tora für den rechtmäßigen Ablauf des Kultes der Gemeinde zu sorgen. Die Propheten setzen als Deuter der Zeichen der Zeit und des Anspruchs Gottes auf die Gesellschaft die Akzente völlig anders, als sie der geordnete Ablauf des Gottesdienstes erfordert (man lese nur z. B. Jesaja 1,10-17), und die Weisen, für die das Glück und die Verantwortung des Einzelnen im Vordergrund stehen, zeigen in der Regel wenig Interesse am ordnungsgemäß durchgeführten Kultbetrieb oder für die Erfordernisse einer solidarischen Gesellschaft. Die Integration so verschiedener Anliegen in ein umfassendes System kann nur auf Kosten der Farbe und der Intensität der Verkündigung geschehen. Obwohl die Bezeichnung «Priester» für eine Funktion innerhalb der neutestamentlichen Gemeinden bekanntlich nicht vorkommt, spielt der Priester heute die dominierende Rolle. Vom Inhalt der «priesterlichen» Verkündigung her gesehen ist diese allerdings in erster Linie am individualistischen Menschenbild der Weisheitstraditionen orientiert, deren Thema *der Mensch* in der Schöpfung ist. Praktisch inexistent ist die prophetische Tradition mit ihrem geschichtlich und sozial geprägten Menschen.

«Alttestamentliche» Situation heutiger Verkündigung

Der vom Alten Testament her zu erhebenden Forderung nach einer breiteren, vor allem stärker innerweltlichen Thematik und

einer Diversifikation der Verkündigerrollen wird entgegeng gehalten, der Sitz im Leben der alttestamentlichen Verkündigung sei ein Volk gewesen, derjenige unserer Verkündigung aber sei, wie der des Neuen Testaments, die Gemeinde der Gläubigen. Diese Charakterisierung trifft aber weder für das Alte Testament noch für die heutigen Gemeinden zu.

Die alttestamentliche Wissenschaft beschäftigt schon seit Jahrzehnten die Frage, für wen die *alttestamentlichen Gesetzessammlungen* eigentlich gelten. Israel war während der entscheidenden Zeit seiner Existenz eine Monarchie. In den Gesetzessammlungen des Pentateuch kommt der König aber ein einziges Mal vor (Dtn 17,14–20), und zwar in einem rein restriktiven Sinn. Es handelt sich also nicht um Gesetzessammlungen dieser Monarchie bzw. Monarchien, eher um die von Priestern redigierten Gesetzessammlungen einer Kultgemeinde (Modell: Volk am Sinai; Volk vor der Landnahme), die allerdings kultische (z. B. über reine und unreine Tiere), zivilrechtliche und ethische Normen enthält. Daß die *prophetische Verkündigung* sich primär an eine Jüngergruppe richtet, zeigen schon die Elija- und Elischageschichten. Das zeigt aber auch ein Satz bei Jesaja: «Verwahren will ich das Zeugnis, versiegeln in meinen Jüngern die Weisung» (Jes 8,16). Zwar gelten die prophetischen Botschaften dem Volk. Aber das Gefäß der Aufbewahrung ist ein Jüngerkreis. Die *Weisheitsliteratur* richtet sich – wie das, was die kirchliche Lebenshilfe bietet – weitestgehend an Individuen, weder an eine Gemeinde noch an ein Volk. Aber ebenso wenig wie der Sitz im Leben der alttestamentlichen Texte das Volk als politische Größe ist (sonst sähen die Königsdarstellungen in den Samuel- und Königsbüchern anders aus!), ebenso wenig ist der Sitz im Leben der heutigen Predigt eine Gemeinde im neutestamentlichen Sinn. Nur einige, aber m. E. sehr wichtige Differenzen seien kurz angetönt. Unsere Gemeinden sind nicht vom Staat ignorierte, bestenfalls tolerierte, häufig aber verfolgte, rein privatrechtliche Vereine, sondern mit den kommunalen und anderen staatlichen Instanzen vielfältig liierte öffentlich-rechtliche Größen. Man denke nur an die Kirchensteuer- oder Feldpredigerpraxis oder an die Partizipation der Kirchen an den Monopolmedien.

Vom soziologischen Aspekt her stehen unsere Volkskirchen mit dem breiten Spektrum von Rücksichtnahme auf alle möglichen weltlichen Autoritäten der alttestamentlichen Kultgemeinde wohl näher als den Gruppen um Jesus oder auch den neutestamentlichen Vereinen der dritten und vierten Generation. Ebenso fundamental verschieden ist die, wenn ich so sagen darf, heilsgeschichtliche Charakteristik. Die neutestamentlichen Aussagen stehen auf weite Strecken noch unter dem Eindruck der Naherwartung. Das eschatologische Hereinbrechen des Reiches Gottes steht, wenn auch nicht für morgen, so doch kurzfristig bevor, und die innerweltlichen Dinge werden von daher relativ bedeutungslos. Unsere Gemeinden sind doch keine eschatologische «Sammlung von Auserwählten und Heiligen», sondern, ähnlich wie die alttestamentliche Kultgemeinde, ein Volk unterwegs, dessen Mitglieder nicht durch Berufung und Erwählung, sondern hauptsächlich *aufgrund von Geburt* rekrutiert werden.

Von dieser soziologisch-heilsgeschichtlichen Situation versteht es sich, daß manche Predigten in nichts anderem als einer Entschärfung der neutestamentlichen Botschaft bestehen, besonders etwa von Texten, in denen der Reichtum und die Reichen bedroht, die Gewaltlosigkeit verherrlicht und das Martyrium als unausweichlich geschildert werden. Mit der Naherwartung war eine fast unheimlich intensive Präsenz des Auferstandenen verbunden, während für uns Christen von 1985 die Wiederkunft des Herrn eine ausgesprochen ferne Wirklichkeit ist.

Die unreflektierte Verwischung der Unterschiede zwischen der Situation der neutestamentlichen und den Bedingungen unserer Verkündigung hat unsere Verkündigung ein gutes Stück an Vitalität gekostet, ja, zu einer richtigen Schizophrenie geführt. Auf der einen Seite steht ein rein mentales, weitgehend nur behauptetes, fiktives, «gnostisches» Christentum, auf der anderen Seite eine Praxis, die alttestamentlich ist. So habe ich das in meinem Buch «Die Bibel mischt sich ein»³ behauptet und zu begründen versucht. Der Alttestamentler *Norbert Lohfink*

³ O. Keel, Die Bibel mischt sich ein. Predigten und «Worte zum Sonntag». Benziger, Zürich 1984, S. 12–14 (vgl. die Besprechung von P. Casetti, in: Orientierung 1985, Nr. 15/16, S. 175f.).

(Frankfurt a. M.) hat mir daraufhin in einem Brief geschrieben: «Besonders interessant finde ich Deine Theorie, daß der normale (Predigt-)Hörer bei uns 'bestenfalls' nach alttestamentlichen Modellen lebt. Wenn nur mal ein Homilet sie aufgriffe. Ich halte sie zwar für falsch. Denn ich meine, daß wir heutzutage meistens bestenfalls nach altorientalischen, noch vor-alttestamentlichen Modellen leben. Auch Alttestamentliches kann kaum auf Einverständnis hoffen und müßte wie eine aufsehenerregende Neuigkeit verkündet werden.»

Überforderung durch einen alttestamentlichen Text

Ich kann mich diesem Urteil nach weiteren Überlegungen und Erfahrungen anschließen. Ich habe ja in meinem Buch schon gesagt: «*bestenfalls* nach alttestamentlichen Modellen». Daß man, wie Lohfink sagt, auch bei Alttestamentlichem – besonders wenn es aus der prophetischen Tradition stammt – kaum mit Einverständnis rechnen kann, habe ich mit meinem zweitletzten «Wort zum Sonntag» vom 22. Sept. 1984 erfahren. Ich habe da im Umfeld des Bruder-Klausen-Festes (25. Sept.) ein Wort aus Jesaja (31,1) zitiert:

«Weh denen, die auf Kriegssosse ihre Hoffnung setzen und auf die Menge der Kampfwagen vertrauen, aber auf den Heiligen Israels nicht achten und nach dem Herrn nichts fragen.»

Ich habe dann bemerkt, daß Jesaja kein Pazifist gewesen sei. Aber Waffen und Krieg seien für ihn ein letztes verzweifertes Mittel gewesen und kein Renommierobjekt für Truppenkommandanten, die die mörderischen Waffen in Defilees⁴ prozessionsartig an sich vorbeiziehen lassen, und ich habe darauf hingewiesen, daß man die Rolle, die die Schweizer Armee und ihre Waffen im Zweiten Weltkrieg gespielt hatten, meistens gewaltig überschätze und daß man besser daran täte, sich des Schutzes Gottes zu vergewissern, indem man sich energischer um Recht und Gerechtigkeit, gerade im internationalen Zusammenleben, bemühe, als einseitig auf den fragwürdigen Schutz von Waffen zu vertrauen.

Es war in diesem Wort nicht einmal ansatzweise von radikalen neutestamentlichen Positionen die Rede, von Feindversöhnung und Feindesliebe. Trotzdem war das Einverständnis gering. Es gab zwar wie immer auch viele positive Zuschriften. Aber die Mehrheit war ablehnend.

Repräsentativ für diese Stimmen war ein Leserbrief eines Dr. M. D. im «Aargauer Tagblatt» vom 19. Okt. 1984. Daß die Schweizer Armee während des Zweiten Weltkriegs nicht die entscheidende Rolle gespielt hat, hat sich inzwischen herumgesprochen. Herr D. kann es nicht rundweg bestreiten. Einen gewissen möglichen Wahrheitsgehalt muß er für diese Reserven reservieren. Aber – so schreibt er – «selbst wenn dem teilweise so wäre, ist es heutzutage dumm, unverantwortlich und äußerst kurzsichtig, solches in eine Welt hineinzureden, die von Gewalt und Terror nur so strotzt und in der es eine expansive Macht gibt, die mit allen Mitteln der Gewalt, vor allem auch mittels militärischer Gewalt im Hintergrunde, aber auch mit Hinterlist und Lüge sich unablässig auszubreiten sich anschickt. Nicht die ewig beteuerte Friedensbereitschaft gegenüber den stets aggressiven und hungrigen Wölfen der roten Diktaturen wird uns überleben lassen; einzig der Wille, ihnen mit allen Mitteln und einig entgegenzutreten, kann es schaffen. Der Mensch ist nun einmal ein aggressives Wesen, und er ist nicht so, wie ihn die utopischen Pazifisten und gewisse Kirchenmänner gerne haben möchten». Wir haben hier ein schönes Beispiel dafür, wie ähnlich man einem Gegner werden kann, wenn man auf ihn fixiert ist. Herr D. verläßt den Boden einer allgemein verbindlichen Moral und Gerechtigkeit. Einigkeit um jeden Preis ist unerlässlich. Das Tor zum Totalitarismus wird weit geöffnet. Der Gegner als Drache oder Raubtier wird zum generellen Menschenbild: Homo homini lupus! Damit distanziert sich Herr D. entschlossen von alttestamentlichen prophetischen Vorstellungen, die jederzeit bereit sind, im grimmigsten Gegner das Werkzeug Gottes zu sehen, vom Neuen Testament mit seiner Feindesliebe und dem von ihm geförderten «homo homini ovis» («Der Mensch sei/ist dem Menschen ein Mutterschaf»), vgl. Mt 10,16) nicht zu reden. Das ist Herr D. – im Gegensatz zu vielen anderen Verfassern ähnlicher Brie-

⁴ Defilee: schweiz. für «parademäßiger Vorbeimarsch» (Anm. d. Red.).

fe – auch bewußt (und darin ist er nicht mehr repräsentativ!), wenn er mit dem Satz schließt: «Keine zitierten Sprüche aus dem Alten und Neuen Testament können daran etwas ändern.» Eine ganz eindeutig heidnisch-mythische Weltanschauung wird hier energisch zur einzig gültigen erhoben. Um dem Drachen wirksam begegnen zu können, muß man selber ein Drache sein.

Die in der Verkündigung gepflegte Vorstellung, unser Leben sei von Glaube, Hoffnung und Liebe bestimmt und von den dreien sei die Liebe das Höchste, begünstigt nicht nur eine ausgesprochen individualistische Haltung, denn Glaube, Hoffnung und besonders die Liebe sind zutiefst innerlich. Der schöne Satz des Paulus von den Werten, die als letzte und höchste bleiben (1 Kor 13,13), vernebelt – als Situationsanalyse mißverstanden – unsere tatsächliche Situation ganz beträchtlich, denn da trifft viel mehr die Variante zu, die ich einmal irgendwo (leider weiß ich nicht mehr wo) gelesen habe: «Dann aber bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, das Höchste aber ist der Status quo!» Und jeder Status quo ist Gegenstand zahlreicher Gruppeninteressen und damit für die Predigt tabu.

Die Bibel mischt sich ein

Gesetz und Propheten haben sich allerdings häufig und sehr pointiert zu solchen Gruppeninteressen geäußert. Die Propheten haben mit größter Selbstverständlichkeit politische Tagesereignisse im Lichte der Gerechtigkeit Jahwes kommentiert. Und wenn man die damaligen politischen Tagesereignisse nicht ziemlich gut kennt, kann man überhaupt nicht verstehen, wovon die Propheten reden. Das macht ihre Lektüre oft schwierig. Auch im Neuen Testament fehlt es nicht an Auseinandersetzungen und Urteilen über politische Kräfte. Jesus äußert sich zum Kaiser und zur römischen Besatzungsmacht, zu den Tyrannen, die sich Wohltäter nennen lassen (Lk 22,25), zu den Schriftgelehrten, den Pharisäern, den Sadduzäern, den Samaritanern, die ebenso sehr politische Kräfte wie religiöse Gruppen

darstellten. Schließlich stirbt er einen politischen Tod. Ebenso gerät Paulus dauernd mit innerkirchlichen (z. B. den Judenchristen) und außerkirchlichen Gruppen (z. B. den Silberschmieden von Ephesus) in Konflikt.

Allerdings bahnt sich bereits in der frühen Kirche aufgrund von Faktoren wie dem radikalen Denken auf ein jenseitiges Eschaton hin, der Universalisierung, die mit Individualisierung gekoppelt ist, und einem klerikalen Hang zum Status quo eine Abkehr von dieser Gott und den konkreten Menschen verpflichteten Praxis an.

Ein Beispiel: Das Alte Testament hat das Los der Schuldklaven in immer neuen Anläufen zu lösen versucht. Das Bundesbuch sieht vor, daß Schuldklaven nach sechs Jahren Dienst unentgeltlich freigelassen werden (Ex 21,1-12). Da den meist völlig mittellosen Schuldklaven bei der Entlassung oft nichts anderes übrigblieb, als sich wieder zu verkaufen, verlangt das deuteronomische Gesetz, sie bei der Freilassung entsprechend auszustatten (Dtn 15,12-18). Jeremia kämpft leidenschaftlich gegen die Hintertreibung der tatsächlichen Freilassung (Jer 34,8-22), und da die Freilassung eines in Schuldklaverei geratenen Menschen offensichtlich kaum durchzusetzen war, versucht es das Heiligkeitsgesetz mit einer Verbesserung ihres Status (Lev 25,39-55). Man spürt hier das seriöse Ringen um die Verwirklichung der Gerechtigkeit im Hinblick auf eine bestimmte Gruppe. Hingegen scheint in 1 Tim 6,1f. die Sorge um den Status quo zu dominieren: «Alle, die als Sklaven unter dem Joch sind, sollen ihre Herren aller Ehre wert halten, damit der Name Gottes und die Lehre nicht in Verruf kommen. Diejenigen, die Gläubige zu Herren haben, sollen nicht die Achtung ablegen, weil sie Brüder sind, sondern um so mehr unterwürfig sein, weil sie gläubig sind und als Geliebte sich des Wohltuns befleißigen. Dies lehre und schärfte ein!» Der fiktive Paulus scheint hier den Paulus des Philemonbriefes zu korrigieren. Immerhin wird das hochpolitische Problem «Herren – Sklaven» noch thematisiert.

Tabuisierung von Politischem in der Verkündigung heute

Die im folgenden geäußerte Kritik an den zwölf eingangs genannten Radiopredigten darf nicht als Kahlschlag mißverstanden werden. Es wird in diesen Predigten viel Wichtiges gesagt. Es geht hier nur um den einen Punkt, daß alles Politische absolut tabuisiert wird. Die Radiopredigt von H. V. vom 21. Juli könnte man als Begründung dafür verstehen, warum die Predigten politische Themen meiden. Es wird in dieser Predigt nämlich gesagt, die Wurzel einer besseren Welt sei die Liebe. Wie wir schon gesehen haben, ist die Liebe aber primär eine individuelle Haltung, und sie kann nur in Freiheit verwirklicht werden. Wozu also politische Größen ansprechen, politische Maßnahmen fordern? Mit Druckmitteln durchgesetztes Recht wird leicht zum größten Unrecht.

Richtig! Aber was heißt Liebe? Liebe, so wird in diesen Predigten gesagt, heißt, für die anderen Verständnis haben; auf die anderen eingehen; sie und ihn annehmen, wie sie und er sind; ihn/sie nicht allein lassen; nicht allein, sondern mit anderen leben. Aber dabei wird diese(r) andere immer so geschildert, als ob sie/er ganz allein in dieser Welt stünde, als ob sie/er ganz allein mit sich zurechtzukommen könnte und müßte. Und das ist doch eine permanente Verführung dazu, die anderen einzelnen nicht zu nehmen, wie sie wirklich sind, nämlich umweltverflochten, umweltabhängig, um nicht zu sagen -verfallen, und diese hartnäckige Weigerung, das zu sehen, ist doch ein gravierender, grundsätzlich gefaßter und durchgehaltener Verstoß gegen die Liebe. Man ist zur Liebe nur insofern bereit, als sie kein Rütteln am Status quo verlangt.

Ich möchte diese Tendenz mit einzelnen Beispielen illustrieren. Die Predigten, die ich wähle, sind die für mein Thema am ergiebigsten. Manche sind im Ansatz so radikal individualistisch, daß man die Wirksamkeit des Tabus gar nicht wahrnimmt. Bei jenen, die die gesellschaftliche Wirklichkeit wenigstens am Rande ins Auge fassen, ist das deutlicher. K. M. hat am 9. Juni zum Thema gepredigt: «Du mußt nicht großartig sein!» Der Antrieb, großartig zu sein, wird gleich zu Beginn zweimal auf eine *innere Stimme* zurückgeführt. Woher kommt denn diese so unvermittelt eingeführte innere Stimme? In der Folge taucht

Kirche und Staat

Dorothee Sölle/Horst Goldstein
«Dank sei Gott und der Revolution»
Christen in Nicaragua (5438)

Dorothee Sölle
Im Hause des Menschenfressers
Texte zum Frieden (4848)

Dorothee Sölle/ Luise Schottruff
Die Erde gehört Gott
Texte zur Bibelarbeit von Frauen (5634)

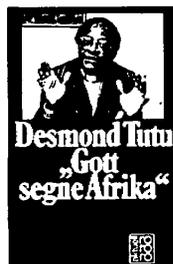
Klaus Ehring/Martin Dallwitz
Schwerter zu Pflugscharen
Friedensbewegung in der DDR (5019)

Heidelberger Friedensmemorandum
aus der ev. Studiengemeinschaft
hrsg. von Klaus v. Schubert (5342)

Siegfried Rudolf Dunde (Hg.)
Katholisch und rebellisch
Ein Wegweiser durch die andere Kirche (5351)



5536



5626

Herausgegeben von
Freimut Duve



C 2135/3

dann unter dem Titel «Ein wenig Psychologie» im Anschluß an ein Buch von Alice Miller⁵ der Druck der Eltern auf, die möchten, daß das Kind erreicht, was sie selber nicht erreicht haben. Wenn das Kind nicht mittut, wird es mit Liebesentzug bestraft. Die Familie ist die einzige soziologische Größe, die der Prediger noch – wenigstens gelegentlich – ins Auge faßt, aber sie ist nun wirklich nicht die einzige Instanz, die den Zwang zur Großartigkeit schafft. Dieser Zwang ist auch außerhalb der Familie allgegenwärtig – was die Predigt leider verschweigt. Wenn das Kind nicht zu Hause ist, macht es vielleicht Sport. Dazu braucht es einen Club. Und was will der? Nur eins: Gewinnen! Selig, wer dazu beiträgt. Wehe dem, der eine Chance nicht nützt. Und der Beruf? Der Arbeiter, der da abends noch Schwarzarbeit macht, macht sie nicht unbedingt von seiner inneren Stimme getrieben, sondern weil er ein teures Auto finanzieren muß. Fährt er mit einem «Renault 4» vor der Bude vor, heißt es: «Der kann sich nicht einmal ein Auto leisten! So etwas ist doch kein Auto!» Die Predigt suggeriert, es liege allein in der Hand des Arbeitnehmers, ob er im Beruf großartig sein und Karriere machen oder ob er darauf verzichten will. Aber wie mancher strampelt, nicht um seine Karriere zu fördern, sondern schlicht, um seinen Job nicht zu verlieren! Wird da nicht ganz unverblümt ein zweckoptimistisches «Jeder ist seines Glückes Schmied!» propagiert? Die Predigt verharmlost, weil sie individualisiert, was ein politisches Problem ist. Die Gesellschaft ist in allen ihren Teilen eine agonale, eine Wettstreit-, eine Leistungsgesellschaft. Wenn wir die Leute auffordern, nicht großartig zu sein, müssen wir deutlich sagen, daß sie damit der Gesellschaft den Rücken kehren, und dazu hat einer höchstens die Kraft, wenn er auf eine alternative Gemeinschaft zählen kann, die ihn mitträgt. Allein schafft er das nicht. Das wird in einem einzigen Satz der Predigt flüchtig und zaghaft angetönt: «Ich persönlich glaube, daß die Zeit vorbei ist, wo wir riesige Kirchenzentren aus Beton bauen sollten.» Dieser Satz zielt in die richtige Richtung. Das ist schon etwas. Aber warum wird es nicht klar ausgeführt?

Ebenso deutlich wie in dieser Predigt wird der Tabu-Charakter des Gesellschaftlichen in derjenigen von Pfarrer P. S. vom 11. August. Sie geht von einem Elija-Text aus (1 Kön 19). Sie zeigt, wie Elija in ein seelisches Tief, in Depression und Verzweiflung gerät, weil er im Kampf gegen die Staatsmacht, gegen Ahab und Isebel, nicht durchkommt. In der praktischen Anwendung dieser Geschichte von der Frustration und der Tröstung des Propheten durch Gott kommen nicht etwa Leute vor, die – oft auf verlorenem Posten – gegen moderne Götzen kämpfen, gegen die Zerstörung der Landschaft durch Gewinnsucht und den Moloch Verkehr. Es kommen nicht solche vor, die gegen die Bedrohung des Lebens durch abergläubisches Vertrauen auf Gewalt und Waffen sich einsetzen, nein, genannt werden ältere Leute, deren Kräfte nachlassen, Menschen, deren berufliche und familiäre Hoffnungen sich nicht erfüllt haben, kurzum, ganz private Mutlosigkeiten, die mit der des Elija herzlich wenig zu tun haben.

Wie sehr bei dieser Predigt ein eingerastetes Rezeptionsmuster bei der Begegnung mit solchen an und für sich politischen Texten wirksam ist, demonstriert die evangelische Predigt von S.-I. K. vom 22. September. Sie hat nämlich genau den gleichen Text vom deprimierten Elija gewählt wie P. S., und ohne dessen Predigt gekannt zu haben (wie sie mir nachträglich bestätigt hat), kommt auch sie auf die Häufigkeit von ganz privaten Depressionen u. ä. zu reden. Die politische Dimension der Elija-Geschichte ist ihr zwar voll bewußt, aber in der Aktualisierung wird sie völlig ausgeblendet. Ja, die politische Dimension der biblischen Geschichte wird mit dem Sätzchen evoziert: «Elija hat sich politisch arg verstrickt.» Das klingt nach Schuld, nach Sätzen wie: «Er ist in eine üble Geschichte verstrickt.» Als ob da nicht stehen würde: «Das Wort des Herrn erging an Elija:

«Geh hin und tritt vor Ahab!» (1 Kön 18,1). In der Predigt heißt es dann: «Aus seiner Flucht (aus den argen politischen Verstrickungen) wird ein Pilgerweg, an dessen Ende er Gott selber begegnen wird.» Daß dieser Gott, dem Elija am Horeb begegnet, ihn unverzüglich wieder voll ins politische Leben zurückschickt (vgl. 1 Kön 19,15), davon verlautet in der Predigt – man muß schon sagen: selbstverständlich – nichts.

Verrat an der Inkarnation durch «Teile und herrsche»?

Ich habe zu Beginn dieses Referats die Vermutung geäußert, daß ein wichtiger Grund für die Entpolitisierung der Predigt und ihre Reduktion auf die «Seele» die Vernachlässigung des Alten Testaments sein dürfte. Aber wo liegt der Grund für diese Vernachlässigung?

Wie das letzte Beispiel gezeigt hat, werden auch alttestamentliche Texte so rezipiert, daß die vorgegebene politische Dimension verlorengeht. Und ebenso wird die politische Dimension des Neuen Testaments negiert. Der Grund, warum wir die politischen Seiten der biblischen Botschaft nicht aktualisieren, muß bei uns, in unserer Situation liegen. Wir vermögen das Wirken Gottes in der Geschichte, im Koordinatensystem von Raum und Zeit offensichtlich nicht mehr wahrzunehmen. Da wir kein Wirken Gottes wahrnehmen, sind wir auch nicht in der Lage, die Forderung, darauf einzugehen, mit einigem Nachdruck zu erheben, zumal diese Forderung mit Ärger und Unruhe in der Gemeinde verbunden sein könnte. Die Welt ist für uns wild, bunt, grell, grausam und profan geworden, und es ist dementsprechend schwer, noch von einem in ihr wirkenden Gott zu reden. Bleibt uns da etwas anderes, als von einem diskreten Gott zu predigen, der der Welt die Freiheit läßt? Aber was unterscheidet denn diesen Gott vom wirklichkeitsfremden, chemisch reinen Gott der Liebe eines Markion? Was unterscheidet ihn vom total zurückgezogenen Gott des Deismus? Der als reine Liebe definierte Gott wird in den quasi extraterrestrischen Bereich des Kirchenraumes und in die Seele des einzelnen zurückgenommen. In diesen letzten Refugien darf er überleben. Dort kann man ihn eventuell sogar – wenn auch nur mit Hilfe fragwürdiger Hypothesen, wie denen der Jungschen Tiefenpsychologie – wissenschaftlich assimilieren.

Diese ganze Sicht hat mit dem Gott, wie ihn die Bibel bezeugt, mit dem Gott, der in Schöpfung und Geschichte unablässig aktiv ist und sich als Vater/Mutter besonders seiner benachteiligten Kinder annimmt, wenig zu tun. Um so mehr hat sie mit der Sicht derer zu tun, die in unserer Gesellschaft das Sagen haben. Diese Sicht formuliert sich in Sätzen wie: «Wir haben Streß genug! Man soll unsere ohnehin schon schwierigen Geschäfte nicht zusätzlich mit einem interventionistischen Gott komplizieren. Wenn überhaupt, möchten wir uns am Sonntag bei ihm erholen. Gott und Gottesdienst sollten eine Oase sein, in der man aufatmen kann!»

Richtig, der Sabbat ist für den Menschen da. Aber man kann den Sabbat nicht für sich allein haben. Der Sabbat ist für *alle* Menschen, ja, auch für die Tiere, für die ganze Schöpfung da, und dies hat das Alte Testament mit dem Leitbegriff der «Gerechtigkeit» unmißverständlicher deutlich gemacht als das Neue Testament mit dem der Liebe. Die Liebe ist leichter teilbar als die Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist ein öffentlicher Begriff, eine kollektive Erfahrung; die Liebe kann leicht zu einer rein privaten Sache werden.

Die Fragwürdigkeit des Bildes von Gott und Gottesdienst als Oase, in der man sich vom wüsten Treiben des Alltags erholt, möchte ich durch ein paralleles Bild entlarven. Ich habe manchmal das unguete Gefühl, daß man Gott und seinen professionellen Vertretern eine ähnliche Rolle reservieren möchte, wie sie den tugendhaften Gemahlinnen einiger sagenhafter Mafiosi zugeordnet worden ist. Während *er* seine zweifelhaften Geschäfte macht, sitzt *sie* brav zu Hause, strickt, kocht, sorgt sich um die Kinder und betet den Rosenkranz, und wenn er nach Hause kommt, ist sie ihm eine liebende Gattin, die keine Fra-

⁵ Alice Miller, Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1979 (auch als suhrkamp taschenbuch 950 erhältlich).

gen stellt, sondern freundlich sein Lieblingsgericht kocht und ihn für seine Tüchtigkeit bewundert. Das Bild der Oase ist eine Karikatur der Rolle der Kirche.

Die Kirche hat als Erbin der Inkarnation Gott nicht mit einem künstlich isolierten, unwirklichen, sondern mit dem wirklichen Menschen, der in unzähligen gemeinschaftlichen Bindungen drinsteht, in Beziehung zu setzen, die Vertikale mit einer wirklichen Horizontalen zusammenzufügen. Das ergibt ein Kreuz. Wer möchte nicht lieber trennen und herrschen? Aber ob das Reich Gottes so angemessen verkündigt wird?

Othmar Keel, Fribourg

DER AUTOR ist Professor für Altes Testament an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg/Schweiz. Von 1980 bis 1984 war er regelmäßiger «Wort zum Sonntag»-Sprecher am Schweizer Fernsehen (siehe oben Anm. 3).

Neue Bibelkonkordanz

Konkordanzen sind alphabetisch geordnete Register aller in einem literarischen Korpus vorkommenden Wörter. Es gibt sie längst nicht mehr nur zur Bibel, sondern auch zu anderen Klassikern der Weltliteratur. Früher unterschied man bei der Bibel zwischen Verbalkonkordanzen (Wortregister) und Realkonkordanzen (Sach- und Begriffsregister), aber letztere sind inzwischen durch «Bibellexika» bzw. «Biblische Reallexika»¹ abgelöst worden. So kann man «Konkordanz» eigentlich immer noch so definieren, wie es der Herausgeber der monumentalen Konkordanz zur Luther-Bibel, *Agricola* (Conrad Bawr), im Untertitel seines 1610 in Frankfurt erstmals aufgelegten Werkes tut:

«Concordantiae Bibliorum, Das ist Biblische Concordantz vnd Verzeichnuß der Fürnehmsten Wörter, auch aller Namen, Sprüch vndd Geschicht, so oft derselben in gantzer Heiliger Göttlicher Schrifft deß Alten vndd Newen Testaments gedacht wirdt, In welcher jeder Christ in der eyl alle Sprüchlein oder waß ihm sonst auß der Gedächtnuß entfallen, nach wunsch vnd begern in welchem Capitel vnd Verß ein jedes begriffen richtig finden kan ...»²

Konkordanzen im heutigen Sinne – mit genauer Angabe der Bibelstelle samt entsprechendem Textauszug – sind erst möglich, seit der italienische Dominikaner *Sanctes Pagnini* in seiner neuen lateinischen Bibelübersetzung von 1527/28 die bis heute gültige Verszählung der gesamten Bibel eingeführt hat und seit diese ab 1553 von dem gelehrten Pariser Bibeldrucker *Robert Estienne* übernommen worden ist. Konkordanzen gibt es heute natürlich zu den Urtextausgaben – zur hebräischen Bibel (AT), zu deren griechischer Übersetzung (Septuaginta), zum griechischen NT usw. –, aber bereits seit der Reformation auch zu volkssprachlichen Bibelübersetzungen. Überblickt man die derzeit existierenden deutschsprachigen Konkordanzen, so kann man sagen, daß grundsätzlich jede irgendwie «offizielle» Übersetzung sich eine Konkordanz zugelegt hat. Dies gilt von der revidierten Lutherbibel, von der Zürcher Bibel³ und nun neustens eben auch von der *Einheitsübersetzung* (EÜ), deren endgültiger Text 1979 (NT) bzw. 1980 (AT) erschienen ist. Der Neutestamentler *Franz Joseph Schierse* hat die «Konkordanz zur Einheitsübersetzung der Bibel»⁴ (im folgenden abgekürzt: KEÜ) erarbeitet; daß es eine Riesearbeit gewesen sein muß,

geht schon aus dem Umfang des Werkes hervor (1800 enggedruckte, jeweils in zwei Spalten eingeteilte Seiten) sowie aus der Angabe, daß die KEÜ «in etwa 1200 Artikeln annähernd zweitausend biblische Begriffe und Wörter» behandelt (S. 5).

Probleme der Auswahl und der Präsentation

Wie ist die neue Konkordanz aufgebaut? Nur auf einige Besonderheiten ist hier einzugehen, die sich von der Gattung «Konkordanz» hier nicht einfach automatisch ergeben.

► *Zur Auswahl der Stichwörter:* Jede Konkordanz muß eine Auswahl unter sämtlichen im Bibeltext vorkommenden Wörtern treffen: Eine deutschsprachige Konkordanz wird z.B. auf Pronomina oder auf Hilfsverben wie «sein» und «haben» weitgehend verzichten. In der knappen «Einführung» zur KEÜ (S. 5) liest man, «daß manche sehr häufig vorkommenden Wörter wie «bringen», «gehen» oder «holen» weggelassen wurden. Leider erfährt man nicht genau, welche «in der Bibel vorkommenden Tätigkeitswörter» (ebd.) nun eigentlich weggelassen; die Auswahl ist daher nicht überprüfbar. Eindeutig definiert ist hingegen der Verzicht auf Orts- und Personennamen; dafür wird auf das «Lexikon der biblischen Eigennamen» von O. Odelain und R. Séguineau verwiesen.⁵ Weil dies aber eben ein Lexikon und keine Konkordanz ist, muß der deutschsprachige Bibelleser, der vollständige Angaben zu einem bestimmten biblischen Namen sucht, weiterhin zur «Zürcher Bibel-Konkordanz» greifen – auch wenn die dort verwendeten Namensformen noch nicht die der ökumenischen «Loccumer Richtlinien» sind. – Die Zahl der Stichwörter in der KEÜ wird ferner dadurch reduziert, daß «die Komposita gewöhnlich unter dem Stichwort des Hauptverbs erscheinen (z. B. enthält *achten* zugleich «beachten», «geringachten», «mißachten» und «verachten»)» (S. 5). Da sich im alphabetischen Register bei den Komposita jeweils ein Verweis auf das Hauptverb findet, wäre dagegen wenig einzuwenden, wenn die Kombierfreude nicht manchmal etwas verschlungene Wege ginge: So findet man z. B. «stürmisch» (im Sinne von «ungestüm») einfach unter dem Stichwort «Sturm». Noch seltsamer ist es, daß das bekannte Leitwort des Buches Kohelet, *Windhauch* (hebr. *hábäl*, lat. *vanitas*), im Register fehlt; sucht man auf Geratewohl unter «Wind», so wird man auf «Sturm» verwiesen und entdeckt dann unter diesem Stichwort glücklich die gesuchten «Windhauch»-Belege (freilich nicht alle, s. u.). Manchmal werden auch inhaltlich verwandte Wörter (Synonyma o. ä.) in einem einzigen Artikel zusammengefaßt, z. B. «Zorn», «Grimm» und «Groll» (alle drei unter «Zorn»). Im einzelnen wäre auch dazu manches zu sagen. Immerhin ist zuzugeben, daß bei dieser Methode manche biblischen Belege wieder «zueinanderfinden», die durch eine variierende Übersetzung auseinanderdividiert wurden. Andererseits hat diese Konzentrationsmethode den Nachteil, daß man unter einem umfangreichen «Hauptstichwort» (z. B. «Sturm») u. U. lange suchen muß, bis man die wenigen, gerade benötigten Belege eines «Nebstichworts» (z. B. «stürmisch») ausfindig gemacht hat.

► *Zur Präsentation der Belege* unter den einzelnen Stichwörtern ist zunächst ein großer Vorzug des Werkes anzuerkennen: Es werden jeweils vollständige Verse oder in sich verständliche Versteile zitiert, so daß sich ein zusätzliches Nachschlagen in der Bibel häufig erübrigt. Unter den Stichwörtern werden übrigens nicht nur die einschlägigen Bibelstellen, sondern auch die Abschnittsüberschriften der EÜ zitiert, z. B. unter «Nachbar» (S. 926) die Überschrift zu Dtn 22,4: «Die *nachbarschaftliche* Hilfe» – obwohl das Wort «Nachbar» an dieser Bibelstelle nicht vorkommt. Diese Praxis wurde vermutlich von der Zürcher Bibel-Konkordanz übernommen. Allerdings ist auch zu sagen, daß ein bestimmtes Wort im Bibeltext und in der «Metasprache» der Überschriften sehr unterschiedlich gebraucht werden kann; die Anführung einer Überschrift unter dem betreffenden Stichwort der Konkordanz ist dann eher irreführend (z. B. – wieder im Artikel «Nachbar» – die Überschrift zu Jdt 1,7–12: «Der vergebliche Hilferuf an die *Nachbarnvölker*»). – Um Platz zu sparen, wird von mehreren Belegen eines Stichworts im gleichen biblischen Textabschnitt oft nur einer zitiert und auf die anderen bloß mit der Stellenangabe verwiesen. Diese Methode erweist sich für den Benutzer teilweise als höchst unpraktisch, vor allem dann, wenn Stellen aus verschiedenen Büchern zusammengezogen werden. Sucht man z. B. im Artikel «Freund» (S. 386ff.) die Stellen, wo Menschen als «Freunde Gottes» bezeichnet werden, so findet man den Verweis auf Jes 41,8 («meines Freundes Abraham») nicht

⁵ O. Odelain/R. Séguineau, *Lexikon der biblischen Eigennamen*. Übersetzt und für die Einheitsübersetzung der Hl. Schrift bearbeitet von F. J. Schierse, Düsseldorf – Neukirchen-Vluyn 1981 (vgl. dazu Orientierung 1982, Seite 12).

¹ Vgl. z. B. Herbert Haag (Hrsg.), *Bibel-Lexikon*, Einsiedeln 1968; Kurt Galling (Hrsg.), *Biblisches Reallexikon*, Tübingen 1977.

² Zitiert nach H. H. Schmid, in: *Zürcher Bibel-Konkordanz* (s. Anm. 3), Bd. 1, S. X–XI.

³ Vgl. *Große Konkordanz zur Lutherbibel*, Stuttgart 1979; *Zürcher Bibel-Konkordanz*, bearbeitet von Karl Huber und Hans Heinrich Schmid, 3 Bde., Zürich 1969–1973.

⁴ *Konkordanz zur Einheitsübersetzung der Bibel*, erarbeitet von Franz Joseph Schierse. Patmos Verlag, Düsseldorf – Verlag Kath. Bibelwerk, Stuttgart 1985, 1799 Seiten (Kunstleder, geb., Subskriptionspreis bis 31.12.1985: DM 168,-, danach DM 198,-).

am erwarteten Ort in der Reihenfolge der biblischen Bücher, sondern – als reine Stellenangabe – bei 2 Chr 20,7 («... Abrahams, deines Freundes ...»). Die Anordnung der Konkordanz macht es also praktisch erforderlich, daß man zuerst einen ganzen Artikel liest und überblickt, bevor man beurteilen kann, ob ein bestimmter Beleg irgendwo Aufnahme gefunden hat.

Deutliche Lückenhaftigkeit

Eine Bibelkonkordanz steht und fällt – auch wenn sie sich nicht an Fachleute wendet – mit ihrer Vollständigkeit bzw. mit ihrer anhand klarer Kriterien überprüfbarer Unvollständigkeit. Die erwähnten vagen Hinweise in der «Einführung» (S. 5) genügen nicht; eine dort ebenfalls zu lesende «Vorwarnung» läßt Schlimmes ahnen: «Da ... die Konkordanz ohne moderne technische Hilfsmittel (Computer) zusammengestellt wurde, ist nicht mit absoluter Sicherheit gewährleistet, daß immer auch alle Stellen eines Stichwortes aufgeführt werden.» Mehrere Stichproben ergeben leider, daß im einzelnen zahlreiche Stellen fehlen. Statt verstreuter Belege hier nur die Fakten zu je einem alt- und einem neutestamentlichen Stichwort:

▷ Das im Buch Kohelet an 30 Stellen vorkommende Wort «Windhauch» wird unter «Hauch» sowie unter «Sturm» (s. dazu oben) angeführt. Unter «Hauch» (S. 571) sind von den 30 Stellen zwei mit einem Textzitat und sechs mit der bloßen Stellenangabe vertreten; auf die übrigen Stellen wird mit «u.ö.» verwiesen. Unter «Sturm» (S. 1346) wird nur Koh 1,2 wörtlich zitiert, dann folgen die Stellenangaben für 23 weitere «Wind-

hauch»-Stellen (ohne «u.ö.»); von den 30 Stellen fehlen sechs (Koh 2,15.21; 5,9; 6,12; 11,10; 12,8), also immerhin ein Fünftel aller Koh-Belege, wobei das Fehlen der 1,2 entsprechenden Rahmung 12,8 besonders bedauerlich ist.

▷ Das bibeldeutsche Wort «Jünger» entspricht dem griechischen *mathētās* («Schüler»), das im NT 261mal vorkommt. EÜ übersetzt durchweg mit «Jünger» und verwendet dieses Wort aus übersetzungssprachlichen Gründen noch an einigen weiteren Stellen. In der Konkordanz fehlen im Artikel «Jünger» (S. 692–695), wenn man alle Querverweise berücksichtigt, insgesamt 57 Belege, also gut ein Fünftel (bei Mt fehlen von 72 Belegen sogar 27, d.h. mehr als ein Drittel). Auf die Aufzählung der fehlenden Belege kann ich hier verzichten.

Die mangelnde Vollständigkeit der KEÜ bedeutet in der Praxis, daß man die Angaben dieser Konkordanz – wenn man sie überhaupt benutzen will – dauernd mit Hilfe anderer Arbeitsinstrumente ergänzen muß (z.B. mit der «Zürcher Bibel-Konkordanz» oder mit einer Urtext-Konkordanz). Dies ist auf jeden Fall ein aufwendiges Unternehmen. Man wird deshalb abschließend leider sagen müssen, daß die Brauchbarkeit der KEÜ – auch «als *Arbeitsinstrument* für Seelsorger, Religionslehrer und Studenten der Theologie» (S. 5) – zumindest erheblich beeinträchtigt ist. Dies gilt auch dann, wenn man die grundsätzlichere Frage, ob eine Wortkonkordanz zu einer nicht durchweg konkordant übersetzenden Bibel wie der Einheitsübersetzung überhaupt sinnvoll ist, positiv beantworten will.

Clemens Locher

MÄNNERBEFREIUNG: GESCHLECHTERSTREIT?

«Der Mann ist unfrei, abhängig, unselbständig. Das zu erkennen, verlangt eine neue Denkweise. Die Unfreiheit des Mannes äußert sich zweifach. Der Mann ist innerlich – psychisch – und äußerlich – gesellschaftlich – unfrei. Die Unfreiheit verdeutlicht sich in Zwangsverhaltensweisen, in einer ununterbrochenen Wiederkehr von Handlungen und Unterlassungen, in unabänderlichen geistigen Haltungen, in der Erstarrung eines Selbstbildes.

Männer gehen seit Moses zehn Geboten mit Menschen um über das Diktat: «Du sollst!» Es bedeutet: «Ihr anderen sollt es so machen, wie ich es sage. Ich verschleierte, ob ich selbst das mache, was ich von Euch verlange.» Ich möchte mit diesem Umgang brechen. «Befreiung des Mannes» bedeutet für mich; zuallererst zu erklären: «Ich will, ich handle danach, und ich zeige mich, wie ich versuche, mich zu verändern.»»

Dieses Zitat stammt aus dem *Manifest für den freien Mann* von Volker Elis Pilgrim.¹ Dieses ist «für Männer gedacht, die ebenfalls fühlen und wissen, daß sie unfrei sind». Pilgrim möchte mit ihm «Männer bewegen, eigene neue Lebensweisen zu probieren und vielleicht darüber auch etwas mitzuteilen».

Daß es eine Frauenbewegung gibt, weiß heute nahezu jeder. Die Männerbewegung hingegen ist bislang noch nicht sehr bekannt. Die ersten Männergruppen waren 1973/74 entstanden. Die Gründungsanlässe waren lapidar: Rollenkollekt, Partnerprobleme, Berufselend. Oftmals waren bei den Männern Frauen im Spiel, die sich in Frauengruppen gesammelt und dort verändert hatten.

Solche Männergruppen und ihre Suche nach der Befreiung des Mannes passen nicht in unsere kulturelle Landschaft. Ist es nicht heute nahezu eine unbestrittene Tatsache, daß wir immer noch, jahrtausendlang schon, in einer männerrechtlichen Gesellschaft leben? Sind nicht die Lebenschancen in diesem etablierten Patriarchat zugunsten des Mannes ungerecht verteilt? Die Frauen haben eine Befreiung nötig. Aber die Männer? Was daher angemessen ist, kann nur eine Befreiungsbewegung von

Frauen sein. Eine Männerbefreiungsbewegung dagegen sieht auf den ersten Blick eher nach einer makabren Verspottung der unterdrückten Frauen durch die privilegierten Männer aus.

Sollte es sich also bei der Männer-Befreiungsbewegung um einen neuen Trick des raffinierten Patriarchats handeln? Ist es eine neue Phase im Geschlechterstreit? Wollen Männer ihre privilegierte Position vielleicht zuungunsten von Frauen noch mehr ausbauen? Sehen wir näher zu, was mit einer wachsenden Zahl von Männern los ist. Daß im Rahmen meiner Ausführungen viele Fragen nur angerissen werden können, versteht sich.

Patriarchat und kapitalistische Wirtschaftsform

Wir fangen bei der unbestrittenen These vom jahrtausendalten Patriarchat an. Typisch für dieses ist es, daß in ihm Männer bevorzugt sind, die Lebenschancen der Frauen aber ungünstiger. Wir fragen weiter nach dem Zusammenhang von Patriarchat und Kapitalismus. Manche meinen, beide gesellschaftlichen Ordnungsformen seien identisch. Der Kapitalismus sei die natürliche Folge des Patriarchats. Die Art und Weise, wie die kapitalistische Gesellschaft organisiert ist, sei eben «typisch» männlich: Es zählt der Erfolg, der Output, das Gewinnen, die Konkurrenz, der am Ende für einige immer tödliche Kampf.

So verwandt also Patriarchat und Kapitalismus zu sein scheinen: Sie sind insofern nicht identisch, als es ja offenbar das Patriarchat schon auch in anderen Spielarten gegeben hat: auf der Stufe der Jäger und Sammler oder in Feudalwirtschaften. Im Vergleich zu diesen vergangenen Varianten des Patriarchats scheint nun aber die kapitalistische für den Mann gegen seine eigenen Pläne viele Nachteile für ihn selbst erbracht zu haben. Das ist also unsere erste Behauptung: *Obgleich die industriekapitalistische Gesellschaftsform vom Mann geschaffen wurde, hat sie ihm selbst viele Nachteile gebracht. Seine privilegierte Rolle wurde schwer beschädigt. Der herrscherliche Mann selbst wurde unfrei.*

Die Wirtschafts- und Gesellschaftsform, die er sich schuf, unterdrückt ihn selbst. Unberührt von dieser Behauptung bleibt,

¹ Volker Elis Pilgrim, *Manifest für den freien Mann*. München 1979, S. 5.

daß in jedem Patriarchat die Frauen benachteiligt sind und daß die Nachteile für sie im kapitalistischen Patriarchat vermutlich noch verschärft wurden. Doch wird in der Tat häufig übersehen, daß nicht nur die Frau heute unfrei ist, sondern eben auch der Mann. Nicht nur Frauen bedürfen somit der Befreiung, sondern auch die Männer.

Wir gehen dem Weg der Beschädigung der Männerrolle im industriekapitalistischen Patriarchat kurz nach. Entscheidend dafür war die Trennung von *Wohnen* und *Arbeiten*. Geschah dies bis dahin mehr oder minder unter einem Dach (man denke an landwirtschaftliche und handwerkliche Betriebe), so mußte jetzt der proletarische Industriearbeiter in die Fabriken. Dort verbrachte er nun die meiste wache Zeit. Kam er dann müde nach Hause, brauchte zumal der Proletarier der frühkapitalistischen Zeit seine Freizeit dazu, um seine Lebensgrundlagen aufzubessern und zugleich seine ausgebrannte Arbeitskraft zu erholen. Die Familie wurde nunmehr ausschließlich zur Sache der Frau. Erst die Industrialisierung führte somit zur tendenziell ausschließlichen Zuteilung der Berufswelt an den Mann und der Familienwelt an die Frau.

Dies hatte zur Folge, daß beim Mann vornehmlich die beruflichen Rollenanteile, bei der Frau hingegen die familiären entwickelt wurden. Zugleich gingen Frauen und Männern die anderen Anteile mehr oder weniger verloren.

Geschlechterrollen und Arbeitswelt

Die Entwicklung der Geschlechterrollen ist freilich noch viel komplizierter, als es die bisherige Analyse vermuten läßt. Denn die Berufsrolle prägt ja den Mann nicht nur für den Berufsberreich. Er bewegt sich vielmehr als beruflich geformter Mann auch in den anderen Lebensbereichen, also in der Familie, in der Freizeit, in der Kirche. Deshalb ist es für unsere Überlegungen wichtig anzusehen, was die industriekapitalistische Arbeitswelt aus dem Mann macht: Kennen wir seine Berufsrolle, wird auch verständlich, wie er sich mit hoher Wahrscheinlichkeit auch in anderen Lebensbereichen benimmt.

Dies scheint das berufliche Rollenkonzept des heutigen Mannes zu sein: «Der Mann soll zu Positionen und zu Geldern kommen, sich für Sachen aufopfern, Persönliches zurückstecken, ganz in seiner Arbeit aufgehen. Der Mann soll durch seinen Beruf zum Menschen werden (Hegel). Dabei soll er gegen seinen Nebenmann konkurrieren, seinen unter ihm stehenden Mann stoßen, seinen über ihm stehenden Mann stützen. Dieses Konzept kann der Mann übereifrig verinnerlicht oder aversiv abgewehrt haben. Der eine Mann macht Karriere, der andere läuft gegen die Institution Sturm. Der eine manövriert sich nach oben, der andere stagniert in selbstzerstörerischer Dauerauflehnung.»²

Wichtig ist hier also, daß die Arbeit (anders als in vorindustriellen Zeiten) nicht der Ort ist, an dem der Mann schöpferisch zu sich kommt, sich also selbst kennen und verwirklichen lernt. Vielmehr ist die Arbeit «entfremdend». Sie führt den Mann eben nicht zu seiner Person, sondern zu toten Dingen. Wichtig sind jetzt die Vermehrung der Dinge, der Fortschritt, der Erfolg, das Gewinnen und Siegen, die Leistung, die aber nicht nach menschlichen, sondern sachlichen Gesichtspunkten bewertet werden. Im Mittelpunkt steht also nicht der Mensch, sondern der Profit. In der beruflichen Welt muß sich der Mann behaupten, durchsetzen, und dies in einem harten Konkurrenzkampf, in dem immer einige auf der Strecke bleiben müssen. Also benimmt sich jeder so, daß nicht er, sondern der Konkurrent untergeht. Kapitalistische Arbeitswelt ist tendenziell antisolidarisch, begünstigt den Starken und benachteiligt den Schwachen. Es ist klar, daß davon die berufliche Rolle des Mannes nicht unberührt bleibt: Er wird sachorientiert, hart, strebt nach Erfolg und Aufstieg, beugt sich nach oben und tritt nach unten. Es sieht so aus, als wäre dieser hierarchische Machtkampf zwischen oben und unten ein inneres Moment im Leben des Mannes.

Es wundert uns nicht, daß diese berufliche Formung des Mannes nicht ohne nachteilige Folgen für ihn bleibt. Der Preis, den der Mann heute in der Berufswelt zu zahlen hat, ist hoch. Eine

Menge von physischen und noch mehr von psychischen und psychosomatischen Beschädigungen sind nachgewiesen. Arbeit ist, wie sie heute organisiert ist, nicht mehr ein guter Lebensort für den Mann. Das heißt wiederum thesenhaft: *Die Männerrolle ist vornehmlich Berufsrolle. So entsteht aber eine halbierte Rolle. Eben diese halbierte Rolle ist zudem in vieler Hinsicht nachteilig für den Mann.*

Alltagsleben und Kapitalismus

Nachteilig ist diese halbierte Berufsrolle aber nicht nur für den Mann persönlich. Die Nachteile betreffen auch die Familie. Nicht nur, daß der Mann wenig Zeit in der Familie verbringt. Er fehlt damit in der Familie. Die Familie wird tendenziell zum ausschließlichen Bereich der Frau (und Mutter). Der im Berufspatriarchat festgehaltene Mann erzeugt somit eine Art Familienmatriarchat.

Dies hat nicht zuletzt auch Auswirkungen auf die Entwicklung der Kinder. Die Familie gleicht zunehmend der Madonnaszene: Mutter und Kind ohne Vater. Der Mann bringt durch seine Arbeit vor allem das Geld ins Haus. Ansonsten bleibt er ein distanzierter Krisenmanager. Er ist leiblich und weithin auch seelisch von der Familie getrennt. Für das Kind bedeutet dies: Es ist einerseits dem zur Resignation neigenden weiblichen Hausmenschen ausgeliefert, wird oft zum einzigen Lebensinhalt der Mutter. Es gab wohl kaum Zeiten in unserer Menschheitsgeschichte, in denen ein oder zwei Kinder, zudem in den modernen Familienschließfächern einer (Zu-)Kleinstfamilie, so sehr einer oftmals psychisch belasteten Mutter ausgeliefert waren. Sollten jene recht haben, die vermuten, daß deshalb die Kinder auch immer weniger erwachsen werden, weil sie von ihren Müttern eben nicht freigegeben werden, ihrerseits also nicht von ihnen loskommen? Dem Kind fehlt also der Mann. Es braucht den Mann für seine Entwicklung, um der Resignation zu ent-rinnen, um aber auch einen Begriff von außerhäuslicher Arbeit zu bekommen.

An dieser Stelle wird die von Christa Mewes und ihrem Freundeskreis zur Sanierung der deutschen Familie vorgeschlagene Resolution bedenklich. Sie versucht zwar das Problem anzugehen, wie Mütter nach der familiären Ehephase wieder in die Berufswelt eingegliedert werden können. Dazu schlägt sie ein Sozialjahr für schulentlassene Mädchen in Familien vor, will die Kinderzeit durch familienerfahrene Psychologinnen begleiten lassen und die dabei wachsende soziale Kompetenz der Frauen durch eine Eingliederung dieser Mütter in soziale Berufe nutzbar machen. Von den Vätern aber ist im Konzept keine Rede. Sie bleiben, wo sie sind: außerhalb der Familie, im Beruf. Dieses Konzept verwendet keinen Gedanken darauf, daß das Kind den Mann braucht.

Noch weniger bedenkt es aber, daß auch der Mann das Kind braucht. Das Kind könnte ihn lehren, daß es eine spielerische Freiheit im Umgang mit Rollenzumutungen gibt, daß man ausbrechen kann. Es könnte dem Mann ungebrochenen Lebensmut zeigen. Vor allem könnte der Mann vom Kind lernen, weich zu sein, zu lieben. Vielleicht kann dies der Mann heute (im Kontext des Feminismus) leichter vom Kind als von der Frau lernen. *Die gegenwärtige Berufsrolle führt also dazu, daß der Mann des Kindes und das Kind des Mannes entbehrt.*

Dazu kommt, daß auch die Beziehung zwischen den Geschlechtern von jenen Eigenschaften überformt wird, welche der Mann im Beruf lernt und durch stetige Wiederholung einsaugt. Könnte es nicht sein, daß ein Zusammenhang besteht zwischen der Gewalt im Kapitalismus und der Gewalt zwischen den Geschlechtern? Diese Vermutung wurde verschiedentlich ausgesprochen. «... in einer von Gewalt bestimmten Gesellschaft, in der man sich möglichst das nimmt, was man braucht, halte ich (der Autor) Vergewaltigung für ein Symptom der Krankheit unserer Gesellschaft im allgemeinen, auch dafür, daß Sexualität teilweise zur Ware verkümmert ist und gerade auch von Frauen als Ware angeboten und eingesetzt wird - manchmal sogar als Waffe. Der Täter scheint mir auch in diesem Fall möglicherweise Opfer zu sein in einer Situation, in welcher er

² Volker Elis Pilgrim, ebd., S. 118.

den Überblick über seine Menschlichkeit verloren hat. Mich wundert, daß hiervon bei feministischen oder dem Feminismus nahestehenden Autorinnen nur selten die Rede ist. Ansonsten erkennen sie durchaus, daß es meistens nur hilft, einen Brunnen zu beseitigen – nur bei Männern wollen viele Frauen den Brunnen nicht sehen, sondern nur den, der hineingefallen ist.»³

Kulturelle Folgen ökonomistischen Bewußtseins

Die Halbierung der Männerrolle im industriekapitalistischen Patriarchat hat auch Auswirkungen auf die Religiosität des Mannes. Angesichts dieser Behauptung muß zwar offen bleiben, ob und wie der Mann in einer eigenwilligen Weise und anders als Frauen und Kinder religiös ist. Doch gibt es Anhaltspunkte dafür, daß der im industriekapitalistischen Berufsreich geformte Mann es schwer hat, einen Zugang zur Religion zu finden oder zu bewahren. Ich mache zurzeit eine größere Studie an Führungskräften in der Wirtschaft, in der Verwaltung und in der Kirche. (Diese Studie leitet F. X. Kaufmann aus Bielefeld.) Dabei geht es uns um zwei Fragen: Gibt es so etwas wie ein der industriekapitalistischen Berufswelt angemessenes, also «ökonomistisches Bewußtsein»? Und wie verträgt sich dieses im Wirtschaftsbereich erzeugte Bewußtsein mit dem religiös-christlichen Bewußtsein, das vorwiegend in den christlichen Kirchen angesiedelt ist und von diesen vertreten wird?

Die ersten Ergebnisse bestätigen, wie sehr das Fühlen und Denken der Männer, aber auch der Frauen in Wirtschaft und Verwaltung «ökonomistisch» ist. (Auch die Verwaltung der Kirchen ist davon nicht ausgenommen.)

Die ersten Analysen deuten auch darauf hin, daß es zwischen dem ökonomistischen und dem religiösen Bewußtsein Konflikte gibt. Um sie zu bearbeiten, wird eine gezielte Bewußtseinspolitik in Gang gesetzt. Dafür gibt es mehrere Strategien. Religion und Beruf werden z. B. fein säuberlich getrennt. Dies ist auch im öffentlichen Bewußtsein längst geschehen. Wirtschaft und Kirche haben kaum was miteinander zu schaffen. Die Werte der Religion haben in ihr keinen Platz. Andere ziehen sich aus der Religion ganz zurück. Oder sie formen die Religion derart um, daß sie mit dem ökonomistischen Bewußtsein gefahrlos verbunden werden kann, also nicht mehr stört.

Kennern der religiösen Situation unseres Landes fällt auf, daß wir damit die Rolle der Religion im öffentlichen Leben allgemein zu beschreiben begonnen haben. Was nicht verwundert, denn die Wirtschaft ist die zentrale Institution unserer Gesellschaft und prägt somit auch die Rolle der Religion in ihr. Religion ist somit in den privaten Lebensraum abgedrängt, wird zur Sache der Kinder und Frauen, hat ihren Ort an den wichtigen Ereignissen der Familiengeschichte, also rund um Tod und Geburt, Krankheit und persönliches Leid, zum Teil auch immer noch Schule, Schulentlassung und Eheschließung.

Was aber der Religion gesellschaftlich widerfährt, passiert ihr auch im Leben und im Bewußtsein des Mannes. Sie wird ausgeblendet oder umgedeutet. Solange sie störungsfrei bleibt, wird sie behalten. Ansonsten wird sie an den Rand des Bewußtseins und an den Rand des (öffentlichen) Lebens abgedrängt. Überrascht es uns da, daß die Männer häufig sagen, die Religion sei in erster Linie Sache der Frau, sie habe die Kinder zu erziehen? Sie selbst aber solle man dabei heraushalten. Tendenziell ist daher der Mann in unserer Gesellschaft «unreligiös» bzw. seine Religiosität wird «unsichtbar».

Wir haben uns bisher die Auswirkungen der Halbierung der Männerrolle im industriekapitalistischen Patriarchat auf den Mann selbst und auf wichtige seiner Lebensfelder angesehen, Familie und Religion. Die Halbierung der Männerrolle hat aber auch weitreichende Auswirkungen auf die gesamte Gesellschaft und Kirche (wobei die bisherigen Auswirkungen auf Familie und Religion selbstverständlich auch schon gesellschaftlich zu nennen sind).

³ Heinz Körner, Mit offenen Karten. Eine Provokation zum Dialog, in: Ders., Hrg., Männertraum(a). Ein Lesebuch für Erwachsene. Fellbach 1984, S. 44.

Die Konzentration auf das Materielle, auf den Erfolg, den Profit, das Gewinnen und Vermehren führt dazu, daß in der Arbeitswelt das Kapital mehr zählt als der Mensch. Langfristig ist daher der Kapitalismus, der einerseits den halbierten Mann hervorbringt, den aber der halbierte Mann seinerseits wieder erhält, nicht menschenfreundlich. Menschlichkeit muß ihm gleichsam stets abgerungen werden: ganz gleich, ob es um die Humanisierung der Arbeitswelt geht oder um die Frage, wie weit Arbeitsplätze wegrationalisiert werden dürfen, oder gar um die sensible Frage, wie der gesellschaftlich erwirtschaftete Reichtum verteilt wird, wenn die herkömmlichen Verteilungsmuster über bezahlte Lohnarbeit nicht mehr funktionieren, weil zu wenig Arbeit zur Verfügung steht.

Wie in der Arbeitswelt, so sind generell in der Entwicklung der Gesellschaften die menschlichen Werte heute hinter die materiellen zurückgedrängt. Bestimmend ist nicht nur «Zweckrationalität», sondern in Verbindung mit ihr auch ein Nützlichkeitsdenken. Gut ist, was dem Fortschritt nützt, wobei der Fortschritt zumeist kapitalistisch gedacht wird: als Profit, als Vermehrung des Zinseszinses, als Hebung des materiellen Lebensstandards, als Steigerung des Wohlstandes, als Erhöhung des Bruttonationalprodukts.

Von der Illusion männlicher Allmacht

Von hier aus ziehen sich die Linien fort zur Umformung der lebendigen Mitwelt zur Umwelt, die der Ausbeutung und Plünderung freigegeben ist. Verbunden damit ist zweifelsfrei auch die atheistische Politik der Rüstung, welche eine verbrecherische Veruntreuung der längst knapp gewordenen Überlebensmittel der einen Menschheit darstellt und als solche von uns Christen – gelegen oder ungelegen – angeklagt werden muß. Es ist in diesem Zusammenhang nicht zufällig, daß bislang der gesamte militärische Bereich patriarchal organisiert ist, wobei eben im Zeitalter des Industriekapitalismus hinzukommt, daß die Verantwortung beim inzwischen halbierten Mann liegt. Kann aber der halbierte Mann auf die Dauer wirklich den Frieden sichern? Wird er so, wie er angefangen hat, sich oder die Familien zu zerstören, nicht langfristig die Menschheit, ja die Schöpfung als ganze zerstören? Vieles spricht dafür.

Ein Moment des neuzeitlichen Patriarchats ist schließlich der verbreitete «Gotteskomplex»: alles tun zu dürfen, was uns möglich ist, keine Grenzen mehr zu akzeptieren, damit Endlichkeit und Tod zu verdrängen.⁴ Das sind typische Merkmale unserer von halbierten Männern getragenen Kultur. Ein Teilmoment dieser Verleugnung der Abhängigkeit von allem, was mit uns leben will, ist die Zerstörung der Mitwelt. Es ist zugleich aber auch eine Mitursache der Zerstörung der «Natur» in uns. Wir haben längst alles, was unserer patriarchalen Herrschaft im Wege steht, unterworfen. Widerständig waren aber bisher vor allem die zyklischen Vorgänge des Lebens. Wir haben sie linearisiert und uns damit stets verfügbar gemacht. Wir können jetzt zu jeder Jahreszeit Erdbeeren essen und folgenlos unbehindert sexuell verkehren. Die Tragik daran ist, daß offenbar alles, was nicht knapp ist, rasch einen Gratifikationsverlust erleidet. Ist dies nicht auch bei der leicht verfügbaren Sexualität der Fall? «Das wichtigste Kennzeichen des Sexualverhaltens heutiger westeuropäischer Männer ist – im Gegensatz zu dem noch immer wachsenden, von den Jahrhunderten des Puritanismus ausgelösten Sexualhunger amerikanischer Männer – der ... Libidoschwund.» Die sexuelle Revolution, typisches Phänomen unserer Zeit, scheint immer mehr zu scheitern.

Bei Frauen begegnen wir neustens einer Absage an jedwede sexuelle Liberalisierung («... nützt doch nur den Kerlen») und einer Zuwendung zur Mutterschaft («zumindest das können uns die Macker nicht klauen»); bei den Männern hingegen beobachtet man eine Abwendung von der Zärtlichkeitsmythologie der sechziger Jahre («... wollen die Weiber ja gar nicht, reden ja nur davon») und eine Rückkehr zum

⁴ Vgl. Horst E. Richter, Der Gotteskomplex. Die Geburt und die Krise des Glaubens an die Allmacht des Menschen. Reinbek 1979.

männlichen Aktionismus («das einzige, was bei den Weibern ankommt, ist, was du tust, nicht, was du sagst»).

Aber nicht nur die Gesellschaft als ganze ist von der Halbierung des Mannes im industriekapitalistischen Patriarchat betroffen. Auch der gesellschaftliche Bereich «Kirche» blieb davon nicht unberührt. Wir gehen dabei jetzt nicht darauf ein, daß die Kirche, sieht man von ihrer Gründungszeit ab, eine tiefsitzende patriarchale Form erhalten hat. Der Begriff von der «Männerkirche» ist nicht zu Unrecht formuliert worden. Doch scheint diese «Männerkirche» unter den neuzeitlichen industriekapitalistischen Bedingungen eine eigenartige Wandlung durchgemacht zu haben. Sie ist aus der patriarchalen Kirche zur Kirche des halbierten Mannes geworden.

Dafür gibt es viele Anhaltspunkte. Sie alle zeigen eine hohe «kulturelle Affinität» der gegenwärtigen Sozialform der christlichen Kirchen zur heutigen Gesellschaft. Man kann daher das Bewußtsein und die Bewußtseinsstrategien von Führungskräften in der Wirtschaft, in der Verwaltung und in den christlichen Kirchen durchaus vergleichen. An einigen wenigen Beispielen soll dies verdeutlicht werden.

▷ Wer die Landschaft der christlichen Männerkirchen studiert, stößt zunächst auf ein Denken und eine Sprache, die dem «halbierten Mann» entspringt. Funktionales Denken überwiegt. Es wird gezählt, nicht erzählt. Der Erfolg ist wichtig, zumal der ökonomische. Pastoralkonzepte, welche die Kirchensteuer in Frage stellen, gelten glattweg als verrückt und kirchenfeindlich. Viele Entscheidungen werden daher nicht mit der Bibel in der Hand getroffen, sondern mit dem Arbeitgeberrecht. Es geht um die Erfassung der Leute, und wie man an sie wieder herankommt. Als ob die Kirche eine Art Menschenjagd wäre. Gesellschaftlich zu gewinnen, uns durchzusetzen, erfolgreich zu sein, das ist uns wichtig. Dazu entwickeln wir auch einen gesellschaftlich hochwirksamen Apparat. Es hat wohl keine Großorganisation eine derart gut funktionierende Lobby wie unsere katholische Kirche.

▷ In unseren pastoralen Überlegungen dominieren Begriffe, wie sie in der Wirtschaft laufend vorkommen. Da brauchen wir Pläne, Konzepte, entwickeln Strategien. Nun ist gegen das Planen nichts einzuwenden. Doch vielfach gewinnt man dabei den Eindruck, es gehe uns mehr um die Fortentwicklung, den Fortschritt der Institution, weniger aber um die Menschen. Sollte es ein Teil dieser Grundhaltung sein, daß wir oft mehr auf starre Formulierungen, Lehrsätze, Katechismen, Rechte setzen, denn auf Barmherzigkeit, auf Wachstum und Eigenwilligkeit? Welche Rolle hat für uns das, was sich in unsere Ordnungen nicht bequem einfügt?

▷ Ein Teil unserer Anpassung an die Gesellschaft des halbierten Mannes scheint unser Umgang mit Macht zu sein. Von der biblischen Vision einer geschwisterlichen Kirche sind wir weit entfernt. Die Angst um die Macht der Hierarchie wird vorgetäuscht: obwohl die Hierarchie noch nie so mächtig war wie heute. Die Tatsache, daß es heute neben Klerikern auch beauftragte und angestellte Laien gibt, hat daran nichts geändert. Im Grund spielt sich zwischen den alten Inhabern der Vollmacht und den neuen pastoralen Berufen ein makabres Schauspiel um die Neuverteilung der Macht ab: Das Volk, die Leute aber bleiben nach wie vor draußen. Aus der Kleruskirche ist unter der Hand eine Expertenkirche geworden. Expertentum, Expertokratie (I. Illich) scheint aber ein wesentliches Moment in Gesellschaften zu sein, in denen der halbierte Mann regiert. Die Expertenkirche ist ebenso weit weg von der ersehnten geschwisterlichen Kirche wie die klerikale Kirche. Offenbar produzieren wir Männer selbst dann, wenn wir unsere Kirche reformieren, wiederum nur eine Kirche nach unserem Männerbild. Da gibt es dann eben viele Gremien, Experten, Geschäftsordnungen, Kontrollen, den Streit um die Formulierung der Lehre. Ist es nicht auffällig, daß es in unserer Zeit kein einziges Lehrverfahren zwischen Rom und einer Frau gibt? Gewiß, die Ordensge-

⁵ Ernest Borneman, Mann kaputt?, in: H. Körner, Hrsg., a.a.O. S. 20.

meinschaften Amerikas haben sich auch mit Rom angelegt. Aber die Austragung erfolgt anders als jene mit Küng, Schillebeeckx oder Boff.

▷ Insgesamt ist, so sagt zusammenfassend die heutige theologische Reflexion, unsere Kirche «christomonistisch» organisiert. Die Sorge um die Hierarchie, um das Priesteramt steht im Vordergrund. Um diese Sorge herum rankt sich alles, was uns heute bewegt. Daß es wichtiger wäre, die Kirche insgesamt durch das vergessene «charismatische» Prinzip zu erweitern, wird gern übergangen. Dies würde ja nicht das Amt abschaffen, würde aber zu einem völlig veränderten Stil der Amtsausübung führen. Schreien vielleicht deshalb so viele, daß das Amt in Gefahr ist, um den Amtsstil nicht ändern zu müssen?

Was die gegenwärtige Kirche bei uns also kaum kennt, ist das «weibliche» Element. Nicht zufällig mutmaßen ja manche Theologinnen und Theologen, daß es Gottes Geist ist, der das Weibliche in Gott repräsentiert. Ist deshalb die Kirche bei uns derart institutionalisiert, verknöchert, leblos, ausgeblutet, weil ihr das Weibliche, also der Geist fehlt? Ist eine Männerkirche, zumal wenn sie von halbierten Männern geleitet wird, nicht immer in Gefahr, geist- und leblos zu werden?

Befreiung auch des Mannes

Wir ziehen – mit vielen anderen – aus den bisherigen Überlegungen den Schluß, daß nicht nur Frauen der Befreiung aus dem Patriarchat zumal in seiner heutigen Form bedürfen. Auch der unfreie Mann braucht Befreiung.

Wie ist diese Befreiung zu organisieren? Für den «halbierten Mann» typisch wäre es, wiederum um Befreiung «zu kämpfen», allein Strukturen zu verändern. Vermutlich würde es dann so gehen wie in anderen sozialen Revolutionen. Der unverändert alte Mensch würde die neuen Verhältnisse nach seinen alten Denk- und Lebensmustern gestalten. Fortschritt brächte dies keinen. Befreiung des Mannes kann daher nur dann vorankommen, wenn die Männer an sich selbst zu arbeiten anfangen. Allein werden sie dabei nicht weiterkommen. Besser sind schon Gruppen von gleichleidenden Männern, also Männergruppen. Man soll sich hier nicht davon abschrecken lassen, daß Männergruppen gesellschaftlich oftmals mit «Schwulen-Gruppen» in einen Topf geworfen werden. In diesen Schwulengruppen treffen sich aber gesellschaftliche Minderheiten. Sie kämpfen gegen ihre Diskriminierung. In Männergruppen hingegen sollten sich Männer treffen, die im Patriarchat an sich nicht diskriminiert, sondern privilegiert und doch unterdrückt sind.

Wichtig ist, daß sich dazu die überkommenen Männergruppen kaum eignen. Bei Pfadfindern, Burschenschaften, Sportclubs und diversen Freizeitvereinen überwiegt die patriarchale Organisationsform. Sie züchten und fördern im Mann das Herrschafts-, Bruderkampf- und Unterordnungsverhalten, das er im Ernst seiner Angelegenheiten anwenden muß. «Die Männer in den Befreiungsgruppen versuchen, sich langsam, kontinuierlich und präzise, die Anfälligkeit für Herrschaft aus ihren Zellen herauszumassieren. Die Gruppen arbeiten daran, keinen Führer zuzulassen, keinen «Marschplan» zu entwickeln, sich von keinem Erfolgswang hetzen zu lassen. Statt autoritärer Struktur soll spontane Struktur wirken.»⁶

Was brauchen wir eine Männerbewegung, fragte in diesen Tagen ein Student im Seminar für Praktische Theologie. Wir haben doch die Katholische Männerbewegung. Gemessen an den Erfordernissen der Männerbewegung, wie wir sie hier meinen, ein guter Witz.

Typisch für diese Männergruppen ist, daß sie nur aus Männern bestehen. Zu frühes Zusammenwirken mit Frauen im Interesse der Befreiung wird nicht gewünscht. Dies wäre nur eine Wiederholung des Rollenschauplatzes Nummer eins, der Ehe. Den Weg, den Männer in solchen Männergruppen zu gehen haben,

⁶ Volker Elis Pilgrim, ebd., S. 122.

ist lang: Wie bekommen wir Zugang zu unserer Person, die uns selbst im Bereich der entfremdenden Arbeit unzugänglich bleibt? Wie entkommen wir den Zwängen des industriekapitalistischen Patriarchats? Wie lernen wir Fragen wie die folgenden zu stellen: «Was machst du mit deinem Geld, mußt du solch eine Arbeit annehmen, mußt du dir dies gefallen lassen, warum wehrst du dich nicht gegen deinen Chef, warum willigst du hier und darin ein, warum hast du Schulden, warum entwickelst du nicht die Fähigkeiten, was machst du mit deinen Angestellten, deinen Schülern, wie verhältst du dich deinen Mitarbeitern gegenüber ...?»⁷

Solche Fragen sind nicht bequem, und manch einer wird in vorwegnehmender Resignation das Fragen einstellen wollen, weil er fürchtet, daß doch nichts zu ändern sei. Die Geschlechterrolle lasse sich nämlich vergleichsweise zur Berufsrolle einfacher verändern.

Werden also Männer und Frauen, denen an einer Neuformulierung der Geschlechterrollen liegt, weil sie Unterdrückung ebenso ablehnen wie eine ungerechte Verteilung der Lebenschancen, die daran gebunden ist, in der nächsten Zukunft ihren Weg allein gehen müssen? Wir können sagen: Solange ein Zusammengehen und Zusammenarbeiten die Entwicklung hindert, bleibt sie unerwünscht. Solange also Gemeinsamkeit zwischen den Geschlechtern nur die Unterdrückung aufrechterhält, muß sie vermieden werden. Bis dahin bleibt nur die Möglichkeit, daß beide auf Umwegen voneinander lernen. Die Männergruppen haben im übrigen von den Frauengruppen gelernt: Denn ohne die Frauengruppen wären sie bei uns nicht entstanden. Die Frauen können indirekt auch von der eigenständigen Entwicklung der Männer gewinnen, weil der verän-

derte Mann auch nicht mehr bereit ist, patriarchale Strukturen in Gesellschaft und Kirche fraglos fortzuerhalten. Zudem gehört es zu den Grundannahmen der Männerbewegung, daß eine vom Mann abhängige und beherrschte Frau dem Mann mehr schadet als nützt. Deshalb sind Männer, die mit ihrer eigenen Entwicklung vorankommen wollen, von sich aus an der weiteren Entwicklung jener Frauen interessiert, mit denen sie zusammenleben.

Freilich, die getrennte Entwicklung von Frauen und Männern, für die heute vieles spricht, ist zugleich auch fragwürdig. Ein historischer Vergleich mag dies verdeutlichen. Solange sich die Arbeiter in unterschiedlichen Gewerkschaften organisiert haben, waren sie gesellschaftlich bedeutungslos. Erst die Bildung der Einheitsgewerkschaften hat zu einer Verbesserung der sozialen Lage der Industrieproletarier geführt. Ich wünsche daher für mich, daß die Zeit der ungestörten Selbstfindung von Frauen und Männern nicht allzulange währt. Ich habe die zuversichtliche Hoffnung, daß alle, denen an einer Überwindung der vielfältigen Unterdrückungen in unserer Gesellschaft und auch in unserer Kirche liegt, möglichst bald zusammenarbeiten. Vielleicht hat dann die Menschlichkeit in Gesellschaft und Kirche größere Chancen.

Paul M. Zulehner, Wien

DER AUTOR ist Professor für Pastoraltheologie an der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien. Neueste Veröffentlichungen u. a.: Leibhaftig Glauben. Lebenskultur nach dem Evangelium. Freiburg 1983; Auferweckung schon jetzt. Skizzen zu einer europäischen «Befreiungstheologie». Freising 1984; Kirche – Gottes Friedensbewegung auf Erden. München 1984; «Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor ...» Zur Theologie der Seelsorge heute. Paul M. Zulehner im Gespräch mit Karl Rahner. Düsseldorf 1984; Praktische Theologie, in: Peter Eicher, Hrsg., Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe. Band 3, München 1985, S. 400–410.

⁷ Volker Elis Pilgrim, ebd., S. 118.

Kirche/Wirtschaft: «Dialog» von wem mit wem?

Fragen und Randbemerkungen zu einem «Symposion Kirche/Wirtschaft» in Rom (21.–24. 11. 1985)

«Kirche und Wirtschaft in der Verantwortung für die Zukunft der Weltwirtschaft»: Unter dieser anspruchsvollen Überschrift fand auf exterritorial-vatikanischem Boden (Päpstliche Universität Urbaniana) ein viertägiges «Symposion Kirche/Wirtschaft» statt. Dieser Kongreß, so hieß es in der ersten von drei Eröffnungsansprachen, sei zwar nicht «unter der Hybris» angetreten, die Probleme der Welt alle lösen zu können. Aber er nehme mit Recht für sich in Anspruch, ein Modell aufzuzeigen, wie ein Dialog gelingen könne, der sonst nicht selten von der Sprache der Unversöhnlichkeit und der Unterstellungen sowie vom Geist des Mißtrauens geprägt sei. Für Dr. *Manfred Lenings*, den Präsidenten des *Instituts der deutschen Wirtschaft*, das mit seinem Referat Kirche/Wirtschaft (Leitung Dipl. theol. *Michael Spangenberg*) als Hauptinitiant gelten kann, ging es um einen Dialog «zwischen Theologie, Ethik, Ökonomie und Politik». Konkret begrüßte er «Wissenschaftler, Kirchenvertreter, Unternehmer und Politiker aus rund 50 Nationen». Damit wurde jene Internationalität insinuiert, zu der offenbar auch die «Vatikanstadt» als offizielle Ortsangabe beitragen sollte.

Einseitigkeiten

In Wirklichkeit war von den rund 350 Teilnehmern fast jeder zweite ein Deutscher, und der Stil des Ganzen (Teilnehmerbeitrag samt Unterkunft im Erstklasshotel DM 2000,-) machte deutlich, daß es zunächst einmal darum ging, durch ein aufwendiges Angebot die «Creme» der deutschen Wirtschaft unter ein Dach zu bringen: «Da muß alles das Beste vom Besten sein, sonst kriegt man die Herren nicht», war von einem in Rom ansässigen Mitveranstalter zu hören. Doch wer wollte wen «kriegen»? Die Äußerung stammt nämlich von einem Kirchenmann.

Wollte die Kirche die Wirtschaft oder die Wirtschaft die Kirche haben? Oder trafen sich Interessen von beiden Seiten? Welche Interessen?

Vom zeitlichen Zusammentreffen her lag es nahe, an das finanzielle Defizit des Vatikans zu denken, das in den gleichen Tagen eine Kardinalskommission beschäftigte, der auch Kardinal *Joseph Höffner* angehört. Aber so «direkt» und «offen» pflegen solche Probleme nicht angegangen zu werden. Daß aber zur gleichen Zeit das gesamte Kardinalskollegium und erst noch die Bischofssynode zusammengerufen wurden, erlaubte – falls man sie wünschte – eine repräsentative kirchliche Präsenz aus allen Himmelsrichtungen. Schaut man sich daraufhin die Liste der Teilnehmer und vor allem die der Referenten an, so fällt sicher das Bemühen um Repräsentation auf, aber die Repräsentativität erweist sich als sehr fragwürdig. Auf Seiten der Kirche dominiert ganz eindeutig der Vatikan. Abgesehen von der Sonderaudienz beim Papst gab es einen Einleitungsvortrag von Kardinalstaatssekretär *Agostino Casaroli* sowie eine Einführung zum Symposion vom Präfekten der Glaubenskongregation, Kardinal *Joseph Ratzinger*¹. Aber nicht genug damit: Der Kongreß stand unter der Schirmherrschaft ebendieses Präfekten sowie des Erzbischofs von Köln, Kardinal *Joseph Höffner*, ferner des Vorsitzenden der Päpstlichen Kommission «Iustitia et Pax» und des Päpstlichen Rates «Cor Unum», Kardinal *Roger Etcheagaray*. Dieser dritte Schirmherr war aber kaum zu sehen, sei es daß ihm möglicherweise wie anderen «viel zu viel deutsch gesprochen» wurde oder daß er – mit den beiden Institutionen, denen er vorsteht – sich fehl am Platz fühlen mochte: Weder die eine noch die andere war an der Planung beteiligt,

¹ Text des Einführungsvortrags von Kardinal Ratzinger in: *L'Osservatore Romano*. Deutsche Ausgabe, 29. 11. 1985, S. 9.

übrigens auch nicht die zugehörigen Gremien in Deutschland, vor allem die großen, im Rat «Cor Unum» vereinigten Hilfswerke Misereor und Adveniat so wenig wie Missio, worauf noch zurückzukommen ist. Als offizielle Mitveranstalter zeichneten seitens der Kirche vielmehr der Päpstliche Rat für die Laien (mit deutschem Vizepräsidenten, Bischof *Paul Josef Cordes*) und die Internationale Vereinigung Katholischer Universitäten (mit Prof. Dr. *Michel Falise*, Lille, und Msgr. Prof. Dr. *Franco Biffi*, Rom). Das Engagement dieser beiden gesamtkirchlichen Gremien müßte am meisten zu denken geben, wenn man nun die Einseitigkeit der anderen Seite, nämlich des Gesprächspartners «Wirtschaft», näher ins Auge faßt. Die Wirtschaft war überstark durch Bankiers und Unternehmer, d. h. die Spitzen von Kapital und Arbeitgeberschaft, vertreten, wogegen man Gewerkschaftsvertreter mit der Lupe suchen mußte und es eine Ausnahme war, wenn dieser Standpunkt entschieden zu Wort kam. Auch eine politische Einseitigkeit ließ sich ausmachen: CDU/CSU gaben allein den Ton an, und die CDU-nahe Konrad-Adenauer-Stiftung zeichnete neben dem eingangs genannten Wirtschaftsinstitut als zweite deutsche Hauptveranstalterin.

Eine weitere Einseitigkeit war die konfessionelle. Von seiten der deutschen Wirtschaft und ihres Instituts kann der Partner «Kirche» an sich nur im Plural bzw. ökumenisch im Blickfeld sein. Aber im Programm kam die evangelische Seite als kirchliche nur in einem einzigen Podiumsbeitrag sowie in einem ökumenischen Gottesdienst zum Zug, der übrigens mit einem lateinischen Vaterunser und dem als Papsthymnus bekannten «Tu es Petrus» ausklang. Am Samstagabend wurde er zudem mit einem Pontifikalamt am «Altare della Cattedra» unter der Peterskuppel aufgewogen. Hatte somit angesichts des übermächtigen «Genius loci» die Einladung von vier evangelischen Theologen und Kirchenvertretern mehr kosmetische Bedeutung, so wurde die interkonfessionelle Situation spätestens in dem Moment peinlich, als Kardinal Höffner unverhofft und außer Programm mit einer «Überraschung» aufwartete, die sich als ausgesprochen binnenkatholisch erwies: Er verteilte päpstliche Orden. Als höchste Auszeichnung erhielten der Präsident und der Vizepräsident der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände den Gregoriusorden. Im zweiten Rang sollten die beiden deutschen Hauptveranstalter mit dem Sylvesterorden geehrt werden. Beim Chef der Adenauer-Stiftung machte dies kein Problem: Er war wie die beiden anderen ausgezeichneten katholisch. Vom Institut der deutschen Wirtschaft aber gingen sowohl der Präsident wie der Direktor leer aus, ohne daß dies auch nur mit einem Wort erklärt worden wäre. Geehrt wurde ein dritter, der nicht wie seine Chefs den Mangel hatte, evangelisch zu sein ... Es sei dahingestellt, ob die Szene mit einer überfallmäßigen Dekoration von Protestanten weniger peinlich gewesen wäre: Sie blieb jedenfalls Episode, wie überhaupt die konfessionelle Einseitigkeit vor einer anderen verblaßt, die viel unmittelbarer mit Absichten und Interessen zu tun hat, wie sie auf und mit diesem Kongreß verfolgt wurden.

«VW do Brasil» gibt sich beleidigt

Werfen wir nochmals einen Blick auf die Teilnehmerliste, so entdecken wir – außer der Übermacht der Deutschen und relativ zahlreichen Vertretern aus der Schweiz und aus Österreich² – bald einmal die Gesprächspartner aus der Dritten Welt: Von drei Teilnehmern aus Entwicklungsländern – das läßt sich nicht übersehen – kommen zwei aus Lateinamerika. Das ließe sich nochmals aus konfessioneller Sicht deuten, insofern Lateinamerika der größte katholische Kontinent ist. Näher liegt es aber, nach dem Engagement der deutschen Wirtschaft dort zu fragen. Das wichtigste Beispiel ist «Volkswagen do Brasil» in São Paulo. Dr. *Wolfgang Sauer*, Direktor-Präsident dieses Unternehmens, das sich seit seinem Vorstoß in den Agrarsektor neuer, zusätzlicher Kritik aussetzt³, war nicht nur auf dem

Symposion persönlich anwesend, er figurierte auch auf dem Programm als Podiumsredner, und sein Votum liegt uns dank Pressemappe schriftlich vor. Kein anderes belegt deutlicher, was in der Eröffnungsansprache von Lennings unter den Stichwörtern Unversöhnlichkeit, Unterstellungen und Mißtrauen als sonst für das Verhältnis Kirche/Wirtschaft sozusagen typisch hingestellt worden war.

Sauer sprach auf dem Forum I «Ökonomie und Ethik» und wandte sich schon gleich zu Beginn gegen Äußerungen von «Päpsten jüngster Vergangenheit», wonach die Kirche in der Zusammenballung wirtschaftlicher Macht ein Instrument der Ausbeutung der Schwächsten durch die Stärksten sehe und von einem skrupellosen Gebrauch des Eigentums spreche. Solche Rede wie auch die von den «zügellosen Praktiken des ausländischen Kapitals» berge die Gefahr verallgemeinernder Interpretation in sich:

«Es nimmt nicht wunder, wenn sich bei solch genereller Formulierung ethisch handelnde Repräsentanten von Wirtschaft und Kapital in eine kollektive Schuld gedrängt sehen, die sie nicht unbeantwortet im Raum stehen lassen können, zumal hierin eine sinnbildliche Verteufelung des wirtschaftlichen Schaffens erkannt werden kann, dem vom Grundsatz her eine positive Ausstrahlung zukommen müßte. Immerhin versorgt die Wirtschaft täglich Milliarden von Menschen mit Nahrung. (...)

Ich möchte als Vertreter und gleichzeitig Sprecher des deutschen Kapitals in Brasilien in der Eigenschaft als Präsident des Deutsch-Brasilianischen Industrie- und Handelsrates feststellen, daß die Kraft des ausländischen Kapitals in unserem Gastland Hunderttausende von Arbeitsplätzen schuf, die Millionen von Menschen Ernährung und Existenz bieten.

Wir müssen leider aber immer wieder feststellen, daß uns diese Tatsache unter dem Vorwand von Ausbeutung zum Vorwurf gemacht wird. Wir kennen die Quellen dieser nicht versiegen wollenden Anfeindungen, die unsere Einladungen abschlagen, sich in einem offenen Dialog der Wahrheit und Wirklichkeit zu stellen. Ich muß nicht aufzählen, daß die Löhne der ausländischen, zum Großteil multinationalen Unternehmen im Lande am höchsten liegen, daß ihre Mitarbeiter, oft im Gegensatz zu einheimischen Firmen, durch Krankenkasse und Altersversorgung geschützt und daß ihre Sozialleistungen beispielhaft für das brasilianische Unternehmertum sind. Jeder kann sich davon überzeugen.

Wir können es nicht verstehen, daß sich ein Teil der Kirche in Brasilien, wie offenbar auch in anderen Entwicklungsländern, auf die Seite der von Kommunisten unterwanderten Gewerkschaften stellt, wenn die wahre Sorge um die Mitarbeiter von den Unternehmen selbst ausgeht. Es macht uns betroffen, wenn auch wissentlich falsche Aussagen in Europa an die Öffentlichkeit herangetragen werden, um feindselige Haltungen hervorzurufen.»

Angesichts solcher Anschuldigungen und Unterstellungen: Wo blieb nun das Modell, wie der Dialog gelingen könne? Wo war ein möglicher Gesprächspartner aus dem angesprochenen «Teil der Kirche in Brasilien», nämlich konkret der Kirche von São Paulo, der in Kenntnis der Verhältnisse allenfalls auch gleich noch für die angegriffenen päpstlichen Äußerungen die fällige Verifikation hätte bieten können? Niemand war da – und so klang es völlig grotesk in einen leeren Raum gesprochen, als Sauer sich direkt an die «auf Wahrheitssuche und objektive Berichterstattung bedachten Kreise der Kirche in São Paulo» wandte mit der Bitte um Mitwirkung bei dem Plan, in «dem größten Industriekonglomerat Lateinamerikas und einer der größten Menschenzusammenballungen der Erde, vor allem von Katholiken, ein unabhängiges Wirtschaftsinstitut in enger Zusammenarbeit mit der Kirche zu errichten». Niemand war da, um diese Anregung im Kontext der vorausgegangenen Anschuldigungen auf ihre Ernsthaftigkeit oder Unverschämtheit zu prüfen. Niemand war da, denn niemand war eingeladen.⁴

² Für die Tagung kooperierten – neben katholischen bzw. christlichen Unternehmervereinigungen – auch noch die Gesellschaft zur Förderung der Schweizerischen Wirtschaft und die Österreichische Volkswirtschaftliche Gesellschaft. Zwei Schweizer trugen Podiumsbeiträge vor, wovon der eine am Beispiel der Nestlé die Rolle der multinationalen Konzerne in Entwicklungsländern verteidigte.

³ Vgl. – zum schweren Vorwurf von Sklavenarbeit und Folter auf der zu

VW do Brasil gehörenden «Fazenda do Vale do Rio Cristalino» (Staat Pará) – Brasilien Dialog 1984, Heft 4, S. 22f.

⁴ Nach Auskünften von zuständiger Seite wurde nur eingeladen, wer bereit war, die Einladung anzunehmen. Hier soll nicht auf Kontroversen über Einzelfälle von Einladung oder Nichteinladung eingegangen, sondern auf der Beteiligung bzw. Nichtbeteiligung an der Gesamtplanung und Ausrichtung der Tagung insistiert werden.

Dialog ohne Partner: Wer hat das geplant?

Damit kommen wir auf die Frage nach der Planung und den Planern zurück. Eingeladen hat aus den Entwicklungsländern, soweit wir wissen, vornehmlich die Konrad-Adenauer-Stiftung, und die lud Menschen aus ihrem Kooperationsfeld ein. Dazu gehörten z. B. aus Brasilien offenbar der Erzbischof von Rio de Janeiro, Kardinal *Eugenio Sales*, und sein Weihbischof *Karl Josef Romer*, beide spätestens seit letztem Jahr bekannt durch ihre Maßnahmen gegen mehrere Theologen, darunter die Brüder Boff, ferner der Weihbischof von Bahia, *Bonaventura Kloppenburg*, schärfster Ankläger Leonardo Boffs, der ebenfalls auf die Liste der Eingeladenen kam. Nicht dazu gehörten der Bischof der Industriezone ABC bei São Paulo, *Claudio Hummes*, der in den großen Streik von 1980 involviert war, sowie der Erzbischof von São Paulo, Kardinal *Paulo Evaristo Arns*, obwohl er genau wie sein Kollege aus Rio (aus Anlaß der Kardinalsversammlung) zur Zeit des Symposions in Rom war. Anders hätte das alles sein können, wenn bei der Planung auch die großen Hilfswerke Misereor, Adveniat und Missio beteiligt gewesen wären, die dann gewiß auch nicht ihre Präsenz verweigert hätten. Sie hätten auch Beziehungen zur anderen Seite der Wirtschaft (und der Kirche!) in Lateinamerika gehabt, d. h. mit den Gewerkschaften und vor allem mit den Genossenschaften, die ja oft zu ihren Projekten gehören.

Selbst die Veröffentlichung über ein 1984 ebenfalls vom Institut der deutschen Wirtschaft initiiertes «Symposion Kirche/Wirtschaft»⁵ zeigt ein anderes Bild: In der damaligen Teilnehmerliste findet man sowohl den Geschäftsführer von Misereor wie den Vertreter der deutschen Kommission «Iustitia et Pax». Auch die evangelische Präsenz war ganz anders akzentuiert. Mitveranstalter des Instituts der deutschen Wirtschaft war damals das Entwicklungspolitische Forum der Deutschen Stiftung für internationale Entwicklung. Im Vorwort des Berichts wird den Kirchenvertretern attestiert, sie hätten – auf dem von ihnen seit 1977 geführten Dialogprogramm «Entwicklung als internationale soziale Frage» aufbauend – «ihre Erfahrungen aus der Basisarbeit mit Menschen in der Dritten Welt in den Vordergrund gestellt». Das war diesmal offenbar nicht mehr gefragt. Im genannten Dialogprogramm, das beide Kirchen und neben der katholischen Unternehmervereinigung auch die evangelische umfaßte, sei, so muß man inzwischen vernehmen, durch die römische Tagung und ihre Vorbereitung das Vertrauen gestört, ja nach manchen ist dieses Dialogprogramm «am Ende».

Das Heil von der Marktwirtschaft – gegen die US-Bischöfe?

Angesichts dessen ist zu fragen, ob man im Vatikan wußte, wozu man sich hergab, als man den deutschen Veranstaltern so viel gesamtkirchliche Repräsentation zusagte. Natürlich kann man es immer gut finden, daß Gelegenheiten wahrgenommen werden, um einflußreichen Leuten ethische und christliche Prinzipien zu verkünden. In den Referaten der Kardinäle Casaroli, Ratzinger und Höffner war dieses Anliegen gewiß zu spüren, und wer Ohren hatte, konnte da manches hören, was gegen den Trend der Tagung ging.⁶ Aber abgesehen davon, daß

⁵ G. Lingk, M. Spangenberg (Hrsg.), Brennpunkt Dritte Welt. Kirche und Wirtschaft im Dialog über Probleme der Entwicklungspolitik. Deutscher Institutsverlag, Köln 1985, 192 S.

⁶ Deziert «gegen den Trend» waren Äußerungen des österreichischen Kurienbischofs *Alois Wagner*, der als Vizepräsident von «Cor Unum» zu Wort kam. Im folgenden Passus fiel vor allem das andernorts im Vatikan verpönte Vokabular auf: «Ist die Klassengesellschaft in der Welt bereits überwunden? Ich meine: Nein. Es gibt die Klasse der Europäer und Nordamerikaner, der Afrikaner, Asiaten und Lateinamerikaner. Es gibt überall Kasten und Klassen der Reichen und Armen, der Kapitalisten und Ausbeuter, der Hungernden und asozial Entlohnenden. Auch in unseren christlichen Bereichen wird zu wenig Widerstand gegen jene geleistet, die ihre Mitmenschen bis aufs Blut ausbeuten und ungerecht Reichtümer anhäufen.» Wagner sprach dann von einer neuen Klassengesellschaft der «Arbeitsuchenden und Arbeitslosen». Zur Gerechtigkeit meinte er: «Jede Option für die Gerechtigkeit ist vorrangig eine Option für die Armen, weil sie es sind, die in

man sich da auf der Ebene hoher Prinzipien bewegte, die manche als akademisch empfanden, und abgesehen davon, daß es da im Petersdom noch die Homilie gab, in der anlässlich des Königtums Christi auf bemühte Weise «Theorie und Praxis der Befreiung» apostrophiert wurden, war nun eben dieser «Trend» im Gesamt der Tagung so stark, daß man sich fragen muß, ob das, was an inhaltlich Gutem geboten wurde, den De-

der Gesellschaft als die Schwächsten, ohne Geld, ohne Anwalt, ohne Position und oft ohne Anerkennung, von vielen nicht beachtet werden und ihre Anliegen nicht behandelt werden.»

Rom, 4. Dezember ...

Wenn Sie, liebe Leserinnen und Leser, diese letzte Ausgabe von 1985 in Händen haben, liegt der Abschluß der Bischofssynode in Rom schon mindestens um eine Woche zurück, und vermutlich sind Sie durch verschiedene Medien inzwischen darüber informiert worden. Für mich als Pressebeobachter stellt sich aber – zum Zeitpunkt der Drucklegung dieser Nummer, vier Tage vor Synodenende – die Situation noch reichlich unklar und der Abschluß völlig ungewiß dar.

Dabei hat sich das «Klima» mindestens für uns Presseleute in den letzten Tagen schlagartig verändert. Am Ende der ersten Woche sah alles nach Harmonie aus. Aus dem Kunterbunt von rund 150 Wortmeldungen aus aller Herren Länder im Plenum ergab sich ein einmütiger Dank für das Konzil: Es sei unbestreitbar ein Geschenk Gottes mit vielen positiven Früchten, die noch längst nicht alle gepflückt und ausgereift seien. Niemand wollte sich die «Restaurationsthese» zu eigen machen – das Wort tauchte ein einziges Mal auf –, und schon hieß es, man müsse Kardinal Ratzinger Dank wissen, daß er mit seinem Interview-Buch ein solch positives Erwachen zu einhelligem Widerspruch provoziert habe.

Dann zogen sich die Synodalen in ihre Sprachgruppen zurück. Aus deren zusammenfassenden Berichten, die am 3. Dezember im Plenum verlesen wurden, ließ sich erkennen, was inzwischen auch aus einigen schriftlichen Eingaben an die Synodenleitung an die Öffentlichkeit gelangt war: Die Gruppe, die sich mit gewissen Thesen des genannten Buches identifiziert, ist unverhofft in den Vordergrund getreten – nicht nur im deutschsprachigen, sondern auch in einem der beiden französischen sowie im lateinischen «Zirkel». Ohne hier auf Einzelheiten einzugehen, läßt sich sagen, daß damit mindestens die Konfliktfelder deutlicher abgesteckt sind: Eines davon betrifft die Anwendung des Subsidiaritätsprinzips innerhalb der Kirche – mehr Freiheit oder mehr Kontrolle für die Ortskirchen? –, das andere die Deutung der «Zeichen der Zeit» – nur Dekadenz oder auch Chancen für das Evangelium in postchristlichen Gesellschaften? Meine Hauptfrage ist im Augenblick: Wo sind die kreativen, zukunftsweisenden Stimmen aus der Dritten Welt, vor allem aus Asien, geblieben, die im Plenum zu vernehmen waren? Eine der englischen Sprachgruppen ist ihnen in ihrem Bericht am ehesten gerecht geworden, aber im übrigen verwischt das System der Sprachgruppen den Unterschied von alter und neuer Welt.

Was mag es übrigens bedeuten, daß die Konzilerklärung über die Religionsfreiheit anscheinend von keinem Synodalen auch nur erwähnt oder angerufen wurde? Und doch: Wie wäre ohne diese Erklärung all das an ökumenischer Zusammenarbeit und ökumenischem Vertrauen gewachsen, was die zehn nichtkatholischen Beobachterdelegierten an dieser Synode soeben in einem gemeinsamen Votum herausgestellt haben? Die Präsenz dieser Beobachter, ihre Stimme und ein gemeinsam mit ihnen gefeierter Gottesdienst sind – mindestens im Vergleich zu früheren Synoden – nicht zu unterschätzende Zeichen der Hoffnung. Möge uns das kommende Jahr noch mehr solcher Zeichen schenken! Im Namen von Redaktion und Administration wünsche ich Ihnen an den Feiertagen viel Freude und Gottes Segen für 1986.

Ludwig Kaufmann

monstrationseffekt aufwiegt, der mit der Tagung verbunden war. Demonstriert wurde von einer Versammlung, die jedesmal klatschte, wenn es um das Lob der liberalen Marktwirtschaft ging, eine Allianz mit der Kirche zugunsten des Exports ebendieser Marktwirtschaft in die Dritte Welt.

Ein Teilnehmer, den wir hinterher ansprachen, empfand diese Propaganda als so penetrant, daß er sich fragte, ob nun von der Höhe des Gianicolo in unmittelbarer Nachbarschaft zur Kongregation für die Evangelisation der Völker solches Heil der Welt wie weiland «the American way of life» ausgestrahlt werden sollte. Er vermißte, daß von kirchlicher Seite nicht konkretere Hinweise auf einen «dritten Weg» zwischen Kapitalismus und Sozialismus gegeben und die Begriffe Sozialismus, Kommunismus und Kollektivismus so klischeehaft und undifferenziert verwendet wurden. «Warum», so fragte er, «hat niemand aus den USA über die beiden Entwürfe zum Hirtenbrief über die amerikanische Wirtschaft informiert?» Oder ging es vielleicht gerade auch darum, gegen diese Form eines fortgesetzten und prozeßhaften, breitesten Kreise umfassenden Dialogs, der unserer Meinung nach Modellcharakter hat, einen Gegenakzent zu setzen? Der uns auf diese Frage brachte, war ein Italiener von ausgeglichenerm Temperament, dem gerade die Unausgeglichenheit auf diesem Kongreß mißfiel. Er wußte eine Anzahl von Interventionen durchaus zu würdigen, aber eine «90prozentige Präsenz der Arbeitgeberseite» auf einem Kongreß, der sich «Kirche/Wirtschaft» nenne, war ihm zuviel. Er könne ja verstehen, meinte er, daß angesichts kirchlicher Stellungnahmen die Unternehmer fänden, sie hätten auch etwas zu sagen. «Aber zur Hauptsache», dies war sein Gesamteindruck, «waren hier Leute beisammen, die einander trösten wollten, weil ihnen ein Teil der Kirche untreu geworden ist».

Ludwig Kaufmann, z. Z. Rom

Eine neue Zeitschrift

Eine neue, noch kleine, aber hoffnungsvolle Zeitschrift ist anzukündigen.¹ Die Hoffnungen liefern nicht nur die jungen Herausgeber und ihre Freunde mit, sondern ich schließe mich mit Überzeugung an. Als ich die erste Nummer in den Händen hatte, fiel mir zuerst der Untertitel auf. Er fängt einigermaßen normal an: «Zeitschrift für Theologie, Politik, Psychologie, Kultur» – Auswahl und Reihenfolge allerdings sind bereits pro-

grammatisch: Erst kommt der christliche Glaube – Ausgangspunkt die katholische Kirche (im deutschen Sprach- und römischen Macht-Bereich), dann kommt die reale Gesellschaft, dann das Innere des Menschen (der Frauen und der Männer), dann der «Überbau». Aber es geht weiter im Untertitel: «sowie für bunten und grauen Alltag». Die Nähe zum konkreten Leben drückt sich darin aus, aber auch ein unbefangener, manchmal forscher Umgang miteinander: zwischen den Herausgebern, Autoren, Lesern, Mitmenschen. Auch der Titel selbst ist programmatisch. (Man lernt als Leser bald, der Genauigkeit der Formulierungen zu vertrauen.) Die Zeitschrift heißt *solidarisch leben*, mit dem Akzent auf beiden Parolen – «leben» ist verbal zu verstehen: als Prozeß und Aktion.

Der Ort der Handlung ist Salzburg, das Milieu einerseits die Universität, andererseits «die da unten», die kleinen Leute von heute: Sie interessieren nicht nur, sie melden sich auch zu Wort. Am typischsten ist wohl die Verbindung von beidem: der bei und mit den Unterprivilegierten lebende junge Intellektuelle. Salzburg mag dafür typisch sein: Die unruhige Bundesrepublik ist nahe. (Wien ist weit weg, Innsbruck grenzt eher an Bayern als an Deutschland.)

Für jesuanisch-christliches Bewußtsein

Drei Nummern im Jahr sind geplant, die dritte für Dezember 1985; zwei sind erschienen, 66 und 74 Seiten stark. Mehr als einige hundert Leser sind zunächst nicht zu erwarten: Die Bedeutung der Zeitschrift liegt zunächst in ihrer regionalen Notwendigkeit, aber für uns alle in der Energie des Programms. Wer seit langem darauf wartet, daß die Theologie der Befreiung auf Westeuropa überspringt, daß sie angewandt wird auf unsere Befreiungen aus unseren spezifischen Zwängen, der wird hier einen kräftigen Anfang begrüßen.

Manche der österreichischen Autoren, das liegt in der Natur der Sache, kennt man nicht – noch nicht. Als Herausgeber und für die Redaktion zeichnen das Ehepaar *Leopoldine* und *Josef P. Mautner* sowie *Wilhelm Achleitner*. Deutsche Autoren im ersten Heft: Peter Eicher (zum kirchlichen Kampf um die Theologie der Befreiung und «bürgerliche Religion») und Johann Baptist Metz (mit seinem Aufsatz «Von einer elitären zu einer vulgären Mystik»). Stichwörter, die Themen betreffend: Die Dritte Welt (unter anderem Nicaragua: Pater Rafael Aragon aus Managua über die Rolle der Kirche im Befreiungsprozeß), «Befreiung am Arbeitsplatz», türkische Jugendliche, Emanzipation der Frau.

Die zweite Nummer ist ganz den beiden Geschlechtern gewidmet: der Befreiung der Frau aus den geschichtlichen und gesellschaftlichen Unterdrückungen, der Befreiung des Mannes aus den äußeren und inneren Rollenzwängen. Den jungen Leuten ist ein ungemein reiches, materialreiches und facettenreiches Heft gelungen. Unter den österreichischen Autoren ist die Redaktion eindrucksvoll vertreten; Josef P. Mautner setzt sich «für eine Verschwisterung von Sozialismus und Feminismus» ein. Aus dem Ausland: Die niederländische Feministin Katharina J.M. Halkes interpretiert die feministische Theologie als Beitrag zu einer europäischen Befreiungstheologie; Walter Dirks skizziert «männliche Emanzipationen» und stellt ihnen «die Emanzipation des Mannes» gegenüber.

Die jungen Salzburger dürfen nicht allein gelassen werden. Ich sehe *solidarisch leben* nicht als eine der vielen oft kurzlebigen Gruppen-Zeitschriften an, sondern als einen wichtigen neuen «Nucleus». Die Zeitschrift kann trotz ihrem deutlichen Lokal- und Regionalkolorit eine wichtige Funktion haben: fürs jesuanisch-christliche Bewußtsein, gegen das gegenwärtige römische Programm, für den Appell des Papstes Johannes, in der evangelischen Nachfolge ein kräftiges «Aggiornamento» zu wagen.

Walter Dirks, Wittnau b. Freiburg/Br.



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebner, Mario v. Galli, Robert Hotz, Nikolaus Klein, Josef Renggli, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27 842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge

Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Jahresabonnement 1986:

Schweiz: Fr. 37.- / Studenten Fr. 26.-

Deutschland: DM 45.- / Studenten DM 30.-

Österreich: öS 340.- / Studenten öS 230.-

Übrige Länder: sFr. 37.- zuzüglich Versandkosten

Gönnernabonnent: Fr. 45.- / DM 55.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzexemplar: Fr. 2.50 / DM 3.- / öS 22.-

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

AZ

8002 Zürich

¹ Information, Bestellung: «solidarisch leben», Wiener-Philharmoniker-Gasse, A-5020 Salzburg.